

BIBLIOTEKA
Instytutu
Artystycznego
Bydgoszcz
Gdańsk
P. 01068/20-2

Unser Pommernland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommernland“

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin



Eintragunges Warenzeichen

Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

**Modewaren und
Ausstattungen**

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER

Gegr. 1879

Inh. J. EVERS

Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten

Hotel Gust Stettin

Grüne Schanze 15
Fernsprecher 374 79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post,
Rathaus, Amts- und Land-
gericht, empfiehlt feine behag-
lich eingerichteten 63 Zimmer
mit Warmwasserheizung, so-
wie Speisen und Getränke zu
solchen Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.

Goldschmied Kessler

Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898

Werkstatt für Schmuck
und Silbergerät

Lassen Sie sich unverbindlich
beraten

Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren,
Uhren, Bestecke



**Einmal
im Leben**

am besten gleich zur Aussteuer
die echten WMF-Bestecke
anschaffen, und Sie sind für
alle Zeit versorgt. WMF-Be-
stecke mit der patentierten
verstärkten Silberauflage sind
unverwüstlich.

**Württembergische
Metallwarenfabrik**

Niederlage Stettin, Paradeplatz 13.

Alle Versicherungen in die Hand der Pommerschen



Feuer-, Leben-, Unfall-, Haft-
pflicht-, Einbruchdiebstahl-,
Kraftfahrzeug-, Transport-,
Kranken-
Versicherungen

Feuersozietät

Provinzial - Lebensversicherungsanstalt

Stettin, Pölitzer Straße Nr. 1 — Fernruf 25441

Geschäftsstelle für Stettin und den Kreis Randow: Stettin, Falkenwalder Straße 1, Fernruf 27888

Auskünfte und Abschlüsse auch durch die Kreiskommissare

Neben Stallmistdüngung ist
geregelter Kalkzustand die
Voraussetzung für den Erfolg
jeder landwirtschaftl. Maß-
nahme. Wer gesundes Futter
für die Tiere und gute Ernten
haben will, düngt recht-
zeitig und ausreichend mit

Zarnglaffer Kalk!

Vereinigung Nord-
ostdeutscher Kalk-
und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr.
Nr. 24541, Drahtanschrift:
Kalkvereinigung

Unser Pommerland

Monatschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung

„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer.

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den
alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 260

20. Jahrgang

März 1935

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buch-
handlung oder vom Verlage zu beziehen. Preis
viertelj. (2 Hefte) 2 M. Preis dieses Heftes 1,- M.

Inhalt des 2. Heftes:

Seite

| | |
|--|----|
| Schleiermachers Beziehungen zu Stralsund und Rügen von Kurt Krafft | 45 |
| Lebendiges Theater in Stettin von Karla König | 55 |
| Die Post in Pommern II. von Max Georg Teubner | 61 |
| Arnold Kriegers Lebensgang und Entwicklung von Hermann Bloch | 70 |
| Heimatschutzfragen II. von Martin Keepel | 79 |
| Der entwertete Bauer Erzählung von Friedrich Koblhoff | 81 |
| Wend in'n Haben Musik von Manfred Kropf | 85 |
| Rundschau | 88 |
| Buchbesprechungen | 91 |
| Familie und Volk | |
| Sippenkundliche Beilage Nr. 9 | |
| 1. Leichenpredigten und Familien- forschung . . . von Curt Staude | |
| 2. Ursachen und Bedeutung der Geburtensteigerung 1934 von Dr. von Ungern-Sternberg | |
| 3. Bücherschau | |

Einbanddecken

für die Jahrgänge 1921 bis 1934 sind
vom Verlage erhältlich. Preis RM. 1.50

62 Jahre Erfahrung
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

Vilster

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jakobikirche

Erstes Spezial-Geschäft für

Teppiche

Gardinen, Dekorationen, Möbelstoffe, Tischdecken, Divandeen, Läuferstoffe, Brücken, Felle etc.

A. Sieckner

Toepffer's Nachf.

Stettin, Kl. Domstr. 11-12

Damenmoden

PRÜSS G. M. B. H.

Gr. Wollweberstr. 37/38

Das Spezial-Haus für

Damenkleidung

zeigt den Eingang der
Frühjahrsneuheiten an

Greiner

Paradeplatz 25.

Spezialist für Augengläser

Kunsthandlung
Schaedel
Inh. M. Boehlke

Bemalde alter u. neuer Meister
Einrahmungen von pl. u. gut
Vergolderei-Kunstglaseri

Mönchenstraße 23

Seit
1882



Hermann Hammer

Giebel der Kirche in Mandelkow



CU 41870

Unser Pommernland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat

Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin

20. Jahrgang

März 1935

Heft 2

Schleiermachers Beziehungen zu Stralsund und Rügen

Von Kurt Krafft

1. Ehrenfried von Willich.

Am 12. Februar 1934 begingen wir Schleiermachers hundertsten Todestag. Da dürfen sich auch Stralsund und Rügen daran erinnern, was sie dem großen Theologen und Patrioten gewesen, zumal da ihre Wirkung auf Schleiermachers Lebensgang von so tiefgreifender Art war. Das Schleiermacherjahr ist daher der Anlaß gewesen, den Spuren Schleiermachers in Stralsund und auf der „lieben Insel“ nachzugehen.

Aus dem Berliner Romantikerkreise heraus ist Schleiermacher in die Öffentlichkeit des literarischen Lebens getreten. Aus der Atmosphäre der Freundschaft nährten sich seine produktiven Kräfte, besonders Friedrich Schlegel hat den bis dahin einsamen Grübler in das geistige Leben der Zeit eingeführt. Charakteristisch für diese ästhetisch-literarische Zirkel war, daß in ihnen geistvolle Frauen als Priesterinnen schalteten. Denn Frauenfreundschaft war ja die Mode der romantischen Zeit. Überall finden wir Briefwechsel bedeutender Männer mit gescheiterten Frauen. Ueber-schwänglich und empfindsam lesen sich jene Briefe, oft wie Liebesbriefe. Und doch sollte all die Zartheit und Zärtlichkeit nur freundschaftlich gemeint sein, denn Freundschaft sollte es geben zwischen Mann und Frau wie zwischen Mann und Mann, „ohne Dazwischenkunft der Liebe“. Doch die einzige dieser idealen Frauenfreundschaften, die den Romantikern wirklich gelungen ist, war die zwischen Schleiermacher und Henriette Herz, in deren Hause sich der Berliner Romantikerkreis versammelte. Friedrich Schlegels Freundschaft mit Dorothea Veit ging in ein Liebesverhältnis über, sprengte die Ehe und endete in einem ungeheuren Skandal. Denn Schlegel

hatte sich nicht geschämt, die Intimitäten dieses Verhältnisses literarisch auszuschlachten und in einem Romane der Mitwelt preiszugeben. Schleiermacher erfüllte das mit bitterem Schmerz. Er glaubte aber auch jetzt noch, dem Freunde die Treue schuldig zu sein und wagte es, er, der Prediger, öffentlich für den nun in Berlin Verfehmten einzutreten und dessen unglaubliche Indiskretion aus Schlegels gutem Kern zu deuten, so gut es ging. Doch die Freundschaft ging trotzdem zu Ende. Der ernste Schleiermacher und der im Innersten frivole Schlegel konnten auf die Dauer nicht verbunden bleiben. Ungefähr um dieselbe Zeit löste sich der Romantikerkreis, der nunmehr seinen Schwerpunkt in Jena hatte, unter vielen peinlichen Zänkereien und Mißheiligkeiten auf.

So wurde Schleiermacher nicht nur einen Freund los, sondern auch eine geistige Gemeinschaft, die Atmosphäre seines Wirkens, zerging. Enttäuschung und Vereinsamung drückten ihn nieder, als er im Mai 1801 mit Henriette Herz deren Verwandte in Prenz-lau besuchte. Dort fand er den Mann, der ihm Friedrich Schlegel ersetzen sollte, der ihm neue Freundschaftsfäden zuspann und ihn mit einem rügenschen Kreise in Verbindung brachte, der zwar nicht auf der geistigen Höhe des Berliner Kreises stand, dafür aber um so gesunder war. Dieser Mann war Ehrenfried von Willich.

1773 zu Sagard a. Rg. geboren, entstammte er einem jener vornehmen rügenschen Pastorengeschlechter, wie sie in der Schwedenzeit auf ihren Pfarren wie auf Herrensitzen saßen. Mit dem Landadel vielfach verschwägert, im Besitze ausgedehnter Pfarrländereien, zu denen eine stattliche Zahl erbuntertäniger Bauern gehörte, betreuten und regierten sie ihre Gemeinden. Die Stellen gingen zumeist auf den Sohn oder den Schwiegersohn über, der meist aus einem Nachbarrparthause stammte, so daß eine tatsächliche Erblichkeit und Geschlechterfolge bestand und man mit Recht von einer Pfarraristokratie reden konnte. Willichs Vater, Philipp von Willich, Praepo-

situs in Sagard (1720—1787), hatte durch Kaiser Joseph den Reichsadels erhalten. Sein Bruder Heinrich Christoph von Willich (1759—1827), Nachfolger des Vaters, hatte eine alte Heilquelle auf seiner Pfarrwiese wieder zur Geltung gebracht und aus Sagard einen damals weitbekannten Kurort gemacht. Auf dem Stralsunder Gymnasium „Nebensitzer“ Ernst Moritz Urndts, Theologiestudent in Jena, kam er nach beendetem Studium als Erzieher zu dem Prenzlauer Grafen Schwerin. Im Hause der Schwester der Henriette Herz und ihres Gatten verkehrte er als Gast.

Schleiermacher und Ehrenfried von Willich zogen sich sofort unwiderstehlich an. Freilich befaß Willich die Genialität eines Schlegel keineswegs, dafür hatte er das, was Schleiermacher an Schlegel vermißte: Takt, Zartheit, religiöse Wärme und liebenswürdige Aufmerksamkeit. Die Freundschaft mit Schlegel wirkte sich als literarische Kampfgenossenschaft aus, von Willich versprach er sich reine Freundschaft, „denn er hat im Leben und fürs Leben mehr einen dem meinigen ähnlichen Sinn“. Darum sollte er ihm ein Freund werden, „wie schon lange keiner war“.

Wer aber mit einem Romantiker jener Zeit Freundschaft schloß, trat damit in den Freundeskreis und gewann aus ihm sogleich Freunde hinzu. Darum betrachtete sich die Herz ohne weiteres als Dritte im Bunde. Und da ist es nur natürlich, daß auch sie mit Willich in Briefwechsel trat. Aber dieser Briefwechsel hatte auch einen äußeren Anlaß. Henriettes Schwester in Prenzlau, eine leidenschaftliche Natur, störte selber die Harmonie in ihrem Kreise durch Flirt und gelegentliche Liebeleien. Auch Willichs Unerfahrenheit war ihren Lockungen erlegen. Klatsch in der kleinen Stadt, Argwohn des Gatten und abgefangene Briefe waren die peinlichen Begleiterscheinungen. Willich hat seine Gefühle redlich bekämpft. Zwar nimmt er anfangs noch mancherlei edlen Selbstbetrug zu Hilfe, um sich noch in der Nähe der Geliebten zu halten, doch Henriette weiß ihn zu bewegen, das Haus schließlich zu meiden.

Ueber diese Dinge läßt sich aber besser reden als korrespondieren. Darum folgt Willich im Februar 1802 einer Einladung nach Berlin und wohnt bei Schleiermacher. Hier blickt er tiefer in die Verhältnisse des Freundes. Wie gleicht sich doch beider Männer Geschick! Auch Schleiermacher nämlich bedrückt die unglückliche Liebe zu einer gebundenen Frau. Eleonore Grunow, die Gattin eines Berliner Predigers, eines moralisch tiefstehenden Menschen, hatte zuerst Schleiermachers Mitleid und freundschaftliche Teilnahme erweckt. Der überaus klugen und gemüthstiefen Frau fühlte sich dieser aber bald so wahlverwandt, daß die anfängliche Teilnahme in heiße Liebe um-

schlug. Er drang darum in sie, die unwürdige Kette, die sie an Grunow band, zu zerreißen und seine Frau zu werden. Eleonore jedoch, die Schleiermacher ohnehin mehr dankbar als leidenschaftlich zugetan war, wollte sich nicht zum Zwecke einer Wiederverheiratung scheiden lassen. Schleiermachers ungestümes Werben jedoch verwirrte ihr Gefühl. Uneins mit sich selber gab sie nach, versprach und verschob die Trennung immer wieder. Schleiermacher nun glaubte ihrem freien Entschlusse zu Hilfe zu kommen, wenn er Berlin verließ, und nahm darum die ihm angebotene Hospredigerstelle in Stolp an. Auch Willich hatte Eleonore in Berlin kennen gelernt und war Zeuge einer bewegten Unterredung mit Schleiermacher, wo sie „unter Tränen und heiligen Worten“ Schleiermacher versprach, sich nunmehr freizumachen. Es ist nur dem romantischen Lebensstile entsprechend, daß nun auch Willich sich Eleonore „mit ganzem Herzen als Bruder zuwendet“.

Willich strebt nun von Prenzlau weg, wo sich unterdes Henriettes Schwester, an die er so viel Schmerzen gewandt, bereits mit einem anderen ins Gerede gebracht hat. Die jugendliche Torheit schüttelt er nach deren für ihn so beschämenden Ausklang nun völlig ab und tritt besreitet und gereift sein erstes Amt an.

Dezember 1802 finden wir ihn erst als Bataillonsprediger, dann seit Juni 1803 als Regimentsprediger in Stralsund beim Leibregiment der Königin, und schon im Herbst „duftet ihm eine Blume“ auf Rügen, deren „Duft er nachgeht“, er wendet sein Herz einem Mädchen seiner Heimat zu.

Während so seine Schale in Stralsund steigt, sinkt in Stolp die seines Freundes Schleiermacher mit Leid beladen in die Tiefe. Eleonore Grunow hatte sich zur Scheidung nicht entschließen können und gab Schleiermacher auf. Die Freunde hatten es kommen sehen, auch Schleiermacher hatte es befürchtet. Schwer getroffen, sieht er vor sich ein Leben ohne Sinn. Einer andern glaubt er nicht gehörend zu können. Vor dem „Gott und Menschen höhrenden Leben eines Hagestolzes“ graut ihm. „Ich muß helfen eine Familie bilden und Kinder erziehen“. Er hält sich für schwindsüchtig. Der Selbstmord spielt mit seinen schwermütigen Gedanken. Nur seine Platoübersetzung will er noch beenden, dann will er sterben. Was ist zu tun? Nur Henriette Herz weiß Rat. Wenn die Platoarbeit die Verzweiflung nicht abstumpft, dann kann nur ein Zusammensein mit den Freunden helfen. Darum betreibt sie ein Treffen während Schleiermachers Urlaub in Stralsund und auf Rügen. Willich lädt Schleiermacher ein, und das ist der zweite große Dienst, den er ihm tut.

2. Ein Sommer.

Die schönen Reisepläne des Jahres 1803 haben sich zwar zerschlagen, um so bestimmter aber werden sie für das Jahr 1804 festgehalten.

Im Frühjahr 1804 verlobte sich Willich mit der sechzehnjährigen Henriette von Mühlenfels. Diese, am 6. März 1788 in Sissow a. R. geboren, war die Tochter des dortigen Gutsherrn Oberstleutnant von Mühlenfels und seiner Gattin Pauline, geb. von Campagne. Die Mühlenfels waren eine „solide pommerische Adelsfamilie“, die freilich ihren Adel erst von 1729 an zählen konnte. Die von Campagne entstammten einer Hugenottenfamilie aus dem Bearn an der Pyrenäengrenze, einem „vornehmen und reichen Adelsgeschlecht“, das unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin gekommen war. Neunjährig verlor sie ihre Mutter, dreizehnjährig ihren Vater. Zuflucht fand die Waise bei ihrer Schwester Charlotte, die mit Karl Ludwig Emanuel von Rathen auf Göttemitz bei Ramin verheiratet war. Sie war von zierlichem Wuchs; die sie kannten, rühmten ihre tiefen blauen Augen. Wer die Briefe liest, die das sechzehnjährige Mädchen und später die siebzehn- und achtzehnjährige junge Frau an Schleiermacher schrieb, ist erstaunt über die Reise und den Reichtum dieses jugendlichen Geistes und über die Flüssigkeit und Klarheit des Stiles. Schleiermacher nennt sie „eine herrliche Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohsinn, Stärke und Herzhaftigkeit“ und rühmt ihr „einen hohen Sinn“ für das nach, „was gut und edel ist“. Eine interessante Charakteristik von ihr gibt ihr Sohn. Danach überwiegt Phantasie und Gemüt das Denken zuweilen in gefährlicher Weise. Das mag wohl das südliche Blut sein, wie auch der tiefmystische Hang und die schmärmerische Anlage. Die lebendige Religiosität, die sie mit ihrer Schwester Charlotte von Rathen teilte, war Hugenotenerbe, das noch lange vorhielt. Ihr Onkel Ernst von Willich, der dreizehnjährig an Knochentuberkulose starb, hat auf dem Krankenlager das Lied gedichtet: „Wenn der Herr ein Kreuze schickt“, das in unsere Gesangbücher Aufnahme fand. Er ist die rührende Kindergestalt unter unseren Kirchenliederdichtern. Ein heroischer Zug konnte sie zu äußerster Aufopferung treiben. Alles Gemeine war ihr unerträglich, alles Triviale fast unleidlich. Die Rehrseite war dann freilich ein Hang, Durchschnittsmenschen zu übersehen und nur mit „superioren Personen“ zu verkehren. Auch ist eine launenhafte Unausgeglichenheit nicht zu verkennen.

Henriette Herz nahm diese Verlobung mit Bedenken auf, dagegen ehrt es Schleiermachers Glauben an den Freund, wenn er ihm schreibt: „Ich habe mir immer gedacht, daß es ein recht frisches, jugendliches Gemüt sein müßte, was

Dich ganz und auf immer an sich zöge. Dabei vertraue ich nun ganz . . . Es fällt mir gar nicht ein, zu befürchten, es könnte etwas Aeußeres oder Unwesentliches Dich bestochen haben, etwas Vorübergehendes für das Ewige und Höchste zu halten.“ Und es zeugt von seinem tief sittlichen Gemüt, wenn er, des eigenen Leides gedenkend, fortfährt: „Was könnte mir mehr zum Troste gereichen bei der öden Unsicherheit meines eigenen Geschicks, als wenn ich recht viel Glück und Leben der Liebe unter denen sehe, die mir die Liebsten sind?“ Wer so schreiben kann, ist keines Leides fähig, selbst wenn er traurig die Freundeshand in des jungen Mädchens ausgestreckte Rechte legt: „Ich wollte, ich könnte Sie damit verschonen, was sollen die stehenden Splitter aus einem verunglückten Leben in Ihrer jungen Brust?“ Leider hat sich Schleiermacher mit der Absage Eleonore Grunows nicht zufrieden gegeben, sondern von neuem mit ihr angeknüpft, um sie doch noch zu gewinnen. Er sollte damit nur seine Qualen verlängern. Aber ein neuer Auftrieb war seinem Leben gegeben. Der „Balsam“ für das „am eigenen Jammer verblutende Leben“, das Liebesglück des Freundes wartete auf ihn.

Anfang Juni fand dann die Reise wirklich statt, und in Greifswald trafen die drei Freunde zusammen, Willich von Stralsund aus, die Herz von Berlin aus und Schleiermacher zu Schiff von Stolp. In Stralsund hörte Schleiermacher den Freund predigen und freute sich, „daß das höhere Leben, das ihm aufgegangen ist, sich so über sein ganzes Wesen verbreitet hat“. Die junge Braut wird er in Göttemitz kennen gelernt haben. Die von Jugend verschönte Liebe der Sechzehnjährigen zu ihrem Ehrenfried rührt ihn, der Uebermut der beiden glücklichen großen Kinder frischet ihn auf. Die junge Braut schließt sich dem großen Freunde Willichs mit schwärmerischer Begeisterung an. Die Waise nennt ihn Vater und schätzt sich glücklich, nun wieder einen Vater gefunden zu haben. Schleiermacher nennt sie sein liebes Töchterchen. Allen schien diese Freundschaft des knospenhaften Mädchens mit dem leidgebeugten Manne durchaus natürlich. Freundschaft verbindet sie ja auch nun mit der Herz, „der großen Jette“, wie sie in den Briefen im Unterschied von ihr, der „kleinen Jette“, heißt. Es wäre als unnatürlich empfunden worden, wenn es anders gewesen wäre, „denn dann wäre ja ihre Ehe mit Willich keine echte“. Das rückhaltlose Treten in den Kreis war eben eine romantische Selbstverständlichkeit. Auch die Freunde Willichs und seiner Braut kamen Schleiermacher mit Ehrfurcht und Teilnahme entgegen. Er war ja durch seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ und durch seine „Monologen“ ein

in interessierten Kreisen bestbekannter Schriftsteller, er war der einstige Genöß der großen Literaten, und seine unglückliche Liebe, von der sie alle wußten, wand ihm eine Dornenkrone ums Haupt. Man dachte sich ihn freilich anders, „seine Güte und seine Teilnahme und sein ganzes herrliches Wesen tiefer und verborgener, nicht so frei und offen daliegend in jedem Wort und Blick“. Seines Liebesleidens wegen sprach man ihm viel Trost zu und weisagte ihm alles Gute. Vorübergehend belebte sich seine Hoffnung wieder. Auf Rügen will er sich mit Eleonore verbinden, Willich soll sie beide zusammengenben, in der Kirche zu Sagard, oder noch lieber im Walde von Stubbenkammer, im grünen Buchenwald, durch den die blaue See schimmert.

Das Standquartier der Besucher war Sagard. Viel Platz war nicht in dem allzeit gästereichen Pfarrhaus, aber man machte ja auch keine Ansprüche. Schleiermacher wohnte „im Oberstübchen“. Dort arbeitete er in stillen Stunden an seinem Parmenides, oder er sprach mit dem Freunde Kollegentwürfe durch, die er im Hinblick auf eine ihm fest versprochene Professur in Halle bereits gefertigt hatte. Natürlich ließ er es sich nicht nehmen, an einem jener Junisonntage in der Sagarder Kirche zu predigen. Sonst aber war man in der Stubbnitz. Die schönen Tage waren „die hellsten Stellen“ in Schleiermachers bisherigem Leben. Die Herz erhoffte von einem späteren Besuch Schleiermachers in Berlin, es solle ein wenn auch blasserer Sagard-Leben werden, und Tasmund ist in der Erinnerung an jene Tage immer ein Symbol irdischen Glücks.

Der andere Pol der schönen Sommertage war Göttemitz. Charlotte von Rathen, der „kleinen Zette“ ältere Schwester, eine tief innerliche „fast verklärte“ Frau, fand trotz ihrer jährlich sich mehrenden Rinderschar Zeit und Kraft, einen geistigen Mittelpunkt auf der Insel zu bilden. Hier versammelte sich, was religiös angeregt und geistig interessiert war, hier fand Schleiermacher Widerhall für seine Gedanken. Hier kannte man seine Bücher, hier fand er umfassendes Verständnis für sein tiefstes Wesen, aus dem seine Ideen und seine Schmerzen quollen. Von hier aus gingen dann auch die Fäden über das Land, nach Bobbin zu dem Pastor und Erforscher der heimathlichen Vorgeschichte, Frank, und in das Pfarrwitwenstübchen der „Tante Baier“, nach Altenkirchen zum Dichter Rosgarten und zu dessen Hauslehrer und späterem Nachfolger Hermann Baier, dem Freunde Fichtes, Arndts und dann auch Schleiermachers, nach Stralsund zu Johann Erichson, nach Posenitz zu Willichs Schwager Praepositus Schlichtkrull und vor allem nach Garz zu Charlotte Pistorius, der trefflichen Gattin des Pastors Johann Philipp Pistorius,

der Freundin Charlotte von Rathens und Ernst Moritz Arndts.

Es ist selbstverständlich, daß der Abschied von all den lieben Menschen Schleiermacher schwer wurde. Vor ihm lag nun wieder die stolper Einsamkeit, er mußte wieder „in das öde Leben in dem großen Sarg“. Aber doch war die Krise überstanden. „Der schöne Sommer hat mir mein Leben wieder wert gemacht.“ Ein fester Boden war gefunden, auf den er treten konnte. „Ihr wißt, wie mein Herz an Euch hängt, weil ich an Euch das Schönste, das ich kenne, auf eine in meinem Kreise ganz einzige Art verwirklicht sehe und bei der Unsicherheit und Unvollständigkeit eigener Ausichten immer wieder beruhigt auf Euch blicke.“

3. „Klein-Tasmund.“

Es war ein Lieblingsgedanke der beiden Freunde, daß sie einander trauen wollten. Aber Willichs Hochzeit schob sich noch hinaus. In kindlicher Verehrung hängt die „kleine Zette“ an Schleiermacher, in backfischhafter Schwärmerei bewahrt sie von ihm einen Blumenstrauß, den er ihr auf Stubbenkammer gepflückt, einen Bonbon, den er ihr geschenkt und ein Fläschchen Augenwasser, das er in Posenitz vergessen hatte.

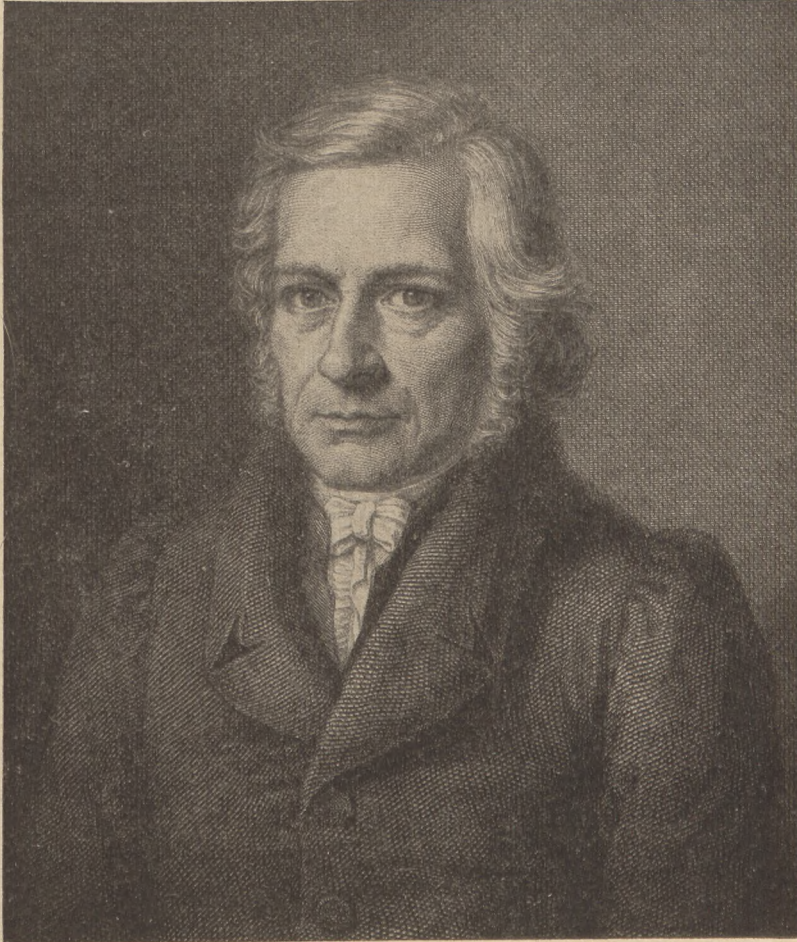
Am 5. September 1804 wurden dann Ehrenfried von Willich und Henriette von Mühlenfels getraut. Schleiermacher gab in einem Briefe „seine liebe Tochter“ feierlich in des Freundes Hände.

Und nun beginnt das Idyll von „Klein-Tasmund“. Denn um sich das Glück der jungen Ehe auszumalen, bedarf Schleiermachers Phantasie der Tasmunder Farben. In Tasmund wohnt das Glück. Ist es nach Stralsund gekommen, dann ist eben Stralsund „Klein-Tasmund“ geworden. In den Briefen kommt Stralsund daher fast ausschließlich unter dem Namen Klein-Tasmund vor.

Da sitzen nun die jungen Leute in ihrer engen Stralsunder Dienstwohnung am Tische. Willich arbeitet an seiner Predigt, und die junge Frau schildert dem Freunde beider Leben im Ehestand. Morgens um fünf Uhr beim prasselnden Feuer und Lampenschein halten sie ihre Morgenstunde. Nach einer Bibellectüre kommen die Schriften des Freundes daran oder Platons Dialoge in dessen Uebersetzung oder Wackenroders „Herzensergießungen eines kunst sinnigen Klosterbruders“. In seinem Feuereifer, seine junge Frau zu bilden, vergißt Willich die richtige Auswahl und muß sich vom Freunde sagen lassen, daß Plato nicht immer eine erfreuliche Lectüre für eine junge Frau ist. Sonntag morgens geht die junge Pastorsfrau natürlich in ihres Mannes Predigt, die sie hernach auf einem Spazier-

gange miteinander besprechen. Anfangs ist viel Besuch, die Schwester Charlotte aus Göte-
mitz, die Verwandten aus Sagard und Poseritz,
Tante Baier aus Bobbin und Charlotte Visto-
rius aus Garz, alle wollen nach dem jungen
Haushalt sehen. Am liebsten sind freilich die
Beiden allein. Noch sind sie sich selbst genug,
und die junge Frau ist wählerisch. Stral-
sunder Verkehr pflegen sie anfangs gar nicht,
und Schleiermacher muß mahnen, eine Ehe

Stenzler, mit Johann Erichson und dessen
Gattin Johanna, geb. Israel, und mit dem
Postkontrolleur Joh. Bernh. Cummerow und
dessen Gattin Charlotte, geb. Struck, doch rechte
Berührungspunkte zwischen Henriette von
Willich und den Frauen ihrer Bekannten
wollten sich nicht ergeben. Schleiermacher nimmt
teil am Kleinsten, und es ist beinahe komisch
und doch auch wieder rührend, wenn der ein-
same Mann sich mit den Kopf zerbricht, wie



Gez. von L. Heine

Gest. v. A. Schultzeis

Friedrich Schleiermacher, der große Theologe und Patriot
geb. 21. November 1768, gest. 12. Februar 1834.

müsse „ein niedliches, trauliches Kabinett in
dem Palaste Gottes sein, ein sinniges Ruhe-
plätzchen in seinem Garten, wo man das Ganze
übersehen und sich in das Enge, Trauliche recht
verlieren kann. Da müssen die Türen nicht
verschlossen sein, sondern es muß hinein-
können, wer Bescheid weiß, der den magischen
Schlüssel hat und weiß, wie er die Aeste weg-
biegen muß“. Dabei war „die kleine Pastorin“
bald in der Stadt bekannt und beliebt, und
nach und nach bildete sich ja dann auch ein
Umgang heraus, mit dem Kaufmann Joh. Sch.
Israel und dessen Gattin Friderike, geb.

Tante Luise in der engen Willichschen Wohnung
unterzubringen ist.

Die ersten Anzeichen werdenden Mutter-
glückes erfährt nächst Ehrenfried als erster
Schleiermacher, seitdem ist in den Briefen oft
davon die Rede, und auch die Veränderungen
im Seelenleben der werdenden Mutter kommen
zur Sprache. Man kann sich bei diesen Aus-
sprachen eines gewissen Unbehagens nicht er-
wehren. Das schlichte, natürliche weibliche Emp-
finden wird hier romantisch überschwärmt. Die
Gefahr dazu lag in Henriette von Willichs
Natur. Und für Schleiermacher gehörte rück-

haltlos sich Erschließen eben zum Wesen wahrer Freundschaft. Hier liegt eben die Gefahr: Die romantische Gemeinschaft pocht mit ihrem Totalitätsanspruch an die Pforten der natürlichen Verbände und mischt das Wir der Freunde in das Wir der Gatten.

Am 6. Oktober 1805 schenkte Henriette von Willich einem Töchterchen das Leben, und es wiederholte sich wieder: Wenn das Glück sich zu Willich neigt, kehrt das Unglück bei Schleiermacher ein. Eleonore Grunows Scheidung war eingeleitet. Ehrenfried hatte ihr den Rücken gestärkt, beide Willichs hatten sie besucht, selbst Charlotte von Rathen wurde bemüht, gelegentlich einer Berliner Anwesenheit bei ihr einzufahren, alle fanden sie entschlossen, wenn sie dieser Entschlossenheit auch nicht recht trauten. Doch Eleonore verließ nun wirklich Grunow. Dieser erklärte sich schließlich mit der Scheidung einverstanden. Da, am Tage, bevor die Scheidung ausgesprochen werden sollte, kehrte Eleonore Grunow nach Stunden furchtbarer Seelenqual zu ihrem Manne zurück. Sie handelte, wie sie mußte. Daß es auch für Schleiermacher von Segen war, sahen die Freunde ein. „Sähe er wie wir“, schreibt die Herz, „wäre ihm wohlher“. Wie sehr aber auch Schleiermacher niedergebroschen ist, er hat doch mehr Abwehrkräfte als das erste Mal. Schon seine Vorlesungen — er ist inzwischen Professor in Halle geworden — hielten ihn im Gleise. Dann waren es die Stralsunder Freunde. „Wie wohlthätig Dein liebes Bild mich anblickt aus jedem mütterlich frohen und kindlich teilnehmenden Worte! Mit einer solchen Tochter und solchen Freunden ist es nicht möglich, daß man einem Schmerz unterliegen sollte!“

Er fühlt sich zufrieden „als das Organ so manches Schönen und Heiligen,“ als den „Brennpunkt, aus dem alle Freuden und Leiden der Freunde zurückstrahlen“, wenn er auch „für sich selber nichts mehr ist“. Zuweilen blitzt ein Stolz aus seinen Worten: „Laß Dir nicht bange sein, daß mich das Schicksal zu tief niederbeugt und mich überhaupt anders, als Du es selbst wünschen mußt, ergreift.“ Unausgesprochen liegt darin doch das Gefühl der Befreiung von einer Misere ohne Ende. Man hat trotz aller noch vorkommenden Schwermuttsanfalle den Eindruck, Schleiermacher ist hindurch. Aber nun pocht etwas anderes bei ihm an: die Sorge um das bedrängte Vaterland. Jena wirft bereits seine Schatten voraus, unter dieser Sorge wird der Preuße und Protestant Schleiermacher zum Patrioten, und die männliche Seite seines Wesens kommt heraus. Das Vaterland hat Eleonore Grunow überwunden. Unsicher sind die Zeiten, unsicher noch die werdenden Fronten. Was wird Schweden tun? Wird Willich marschieren dürfen? Werden

die vorpommerschen Regimenter gegen national-schwedische ausgewechselt? Wird eine Belagerung Stralsunds zu erwarten sein? Solche Fragen, die das Geschick der Freunde berühren, tauchen jetzt in den Briefen auf.

Unterdes erzählt Henriette von Willich von ihrem Kind. Sie schließt sich nur noch mehr nach außen ab. „Die Stadt (Stralsund) wird mir immer mehr zuwider. Dem Leben, wie ich es mit meinem Ehrenfried und mit meinem Kinde innerlich habe und auch äußerlich haben möchte, steht sie so sehr entgegen. An Genuß der Natur ist gar nicht zu denken, auf dem Wall, auf dem es sonst recht hübsch ist, mag ich mit dem kleinen Mädchen nicht gehen, weil so viel alte, häßliche Weiberphysiognomien da herumkreisen.“ Ein zweites Kind meldet sich an, doch Schleiermacher erfährt es diesmal durch die Herz. Die junge Frau ist natürlicher geworden. Auch die Anrede „Vater“ und das Durcheinander von Du und Sie in den Briefen ist ihr nicht mehr ganz behaglich. Schleiermachers erwarteter Besuch, den jedoch die Kriegsläufe verhinderten, brachten diese Dinge zur Sprache. „Vor den Leuten“ soll es bei dem Bürgerlich-Ueblichen bleiben. Inzwischen ist Schleiermachers „Weihnachtsfeier“, eine künstlerisch verunglückte lehrhafte Novelle, anonym erschienen, und Schleiermacher spielt sie den Willichs in die Hände. Ob sie ihn erraten?

Doch der Krieg schneidet das alles ab. Nach Niederwerfung der Preußen wandte sich Napoleon gegen Schwedisch-Pommern. Stralsund wurde in Belagerungszustand gesetzt, da erkrankte Ehrenfried von Willich am Typhus und starb nach kurzem Krankenlager am 2. Februar 1807, während die Franzosen soeben den Ring um die Stadt gezogen hatten und die niedergebrannten Vorstädte noch rauchten. 34 Jahre ist er alt geworden. Am 4. Februar 1807 wurde er begraben.

Als Henriette den Fiebernden gefragt hatte, ob er sie noch kenne, hatte er geantwortet: „Ja, meine süße Braut,“ dann hatte man die Weinende, die ihrer zweiten Niederkunft entgegenging, hinausgeführt. Kurz und bräutlich ist diese Ehe gewesen. Zwei gute Jahre waren ihnen gegönnt. Schleiermacher aber äußert sich zu seinem Freunde Gaf: Eine Ehe, wie es nur wenige gibt, ist zerstört; ein frommer und schon fruchtbarer Prediger ist weniger, und ich habe den idyllischen Teil meines Lebens verloren.“

4. Witwenschaft und Brauttschaft.

Ehrenfried von Willichs Witwe fand Zuflucht im Hause ihres Schwagers, des Praepositus Philipp Georg von Willich in Sagard. Dort gebar sie am 27. März, etwa 7 Wochen nach Ehrenfrieds Tode, ihr zweites Kind, einen Sohn, der auf den Namen des Vaters ge-

tauft wurde. Leidenschaftlich sind die Ausbrüche der Verzweiflung im ersten Witwenbrief an Schleiermacher. Sie nennt ihn wieder Vater und das Du ist von nun an durchweg die Anrede. Und wie echt klingt das nun! Geborgen bei guten Verwandten, hat sie doch wenig geistige Verbindung mit ihnen. Ihre Lieblingschwester Charlotte von Rathen ist selbst in den Wochen, da bleibt ihr nur Schleiermacher. Ach, wenn es doch Gewißheit gäbe, daß das Band zu dem Verstorbenen nicht ganz zerschnitten ist! Ihr mystischer Hang drängt sie dazu, an eine Fortdauer der Ehe in veränderter Form zu glauben. „Gib mir Gewißheit“, fleht sie, „daß ich ihn wiederfinde und wiedererkenne. Sollte auch er sich wohl sehnen? Sich meiner erinnern können, vielleicht unsichtbar mich oft umschweben?“ Der Freund antwortet ihr am 25. 3. 1807 in einem Briefe, der den Theologen als Dokument für Schleiermachers dogmatische Anschauung in jener Zeit immer interessant sein wird, der aber auch ein pädagogisches Meisterstück darstellt. Gewißheit für die Phantasie ist uns in diesen Dingen nicht gegeben. Gewißheit ist, daß der Geist nicht untergeht. Das persönliche Leben des Geistes ist eine irdische Erscheinungsform. Ob es sich fortsetzt, ob es sich verwandelt, das mag die Phantasie dichten; ist sie fromm, dann kann sie nichts wünschen, was gegen Gottes Ordnung wäre. Nur vor dem „Gespenste“ der Seelenwanderungslehre soll sie sich hüten. „Die Liebe ist ja die anziehende Kraft der Geister, ihr großes, ewiges Naturgesetz. Liebt ihn dann jemand mehr als Du, liebt er jemand mehr als Dich?“

Es ist ein buntes, unruhvolles Leben auf dem stillen Rügen. Ueberall ist schwedische Einquartierung. Henriette von Willich wohnt in Sagard in einem Abbau, da ist es der jungen Frau zu unsicher, darum zieht sie zu Schlichtkrull ins Pfarrhaus ihrer Schwägerin Sophie nach Poseritz. Von hier ist es ja auch nach Göttemitz nicht weit. Ueberall ist sie mit ihren Kindern nur zu Gast, nirgends gehört sie hin, traurig ist das Witwenlos. Dabei ist sie jung, erst neunzehn Jahre alt. Sie fürchtet sich vor dem langen Leben. Wenn sie sterben könnte! Stunden der Einsamkeit kommen, wo sie auch die Nächsten nicht sehen will, dann aber auch wieder Stunden, wo ihr lebhafter Geist nach Nahrung dürstet. Sophie Schlichtkrull ist eine gute Seele, eine tüchtige Landpfarrfrau. Aber über die Wirtschaft geht ihr Interesse nicht. Monate vergehen, ohne daß Henriette „auch nur einmal einen kräftigen, erhebenden Gedanken, eine tiefere überraschende Wahrheit aus dem Munde eines gebildeten Mannes“ hört. Bald steigt die Sehnsucht nach einer neuen Hoffnung in ihr auf — Hoffnung worauf? —, bald macht sie sich darüber Vor-

würfe, als ob sie sich hoffend an dem Toten versündigt. Hat sie ihn überhaupt genug geliebt? Sie grübelt ihrem Schicksal nach, sieht es in Kindheitserlebnissen vorgebildet und fragt, ob es außer dem im Charakter begründeten natürlichen Lebensablauf noch eine unmittlere Führung Gottes gebe. Der kleine Junge macht ihr Freude, das Mädchen ist launisch. Leben nicht ihre eigenen schweren Disharmonien in dem Kinde wieder auf? So zuckt das schmerzgefestelte junge Leben. Wer sollte ihr anders Stütze sein als Schleiermacher mit seinen klaren, gütigen und ruhigen Worten? Am Krankenbette ihres Töchterchens überkommt sie eine starke Sehnsucht nach einem Briefe von ihm. Sie „lehnt sich gern an den Vater“, „wirft sich an seine Brust in Wehmut und Liebe“. Und dem ist es eine Freude, zu lehren und zu klären. Lösschen der Kinder fliegen ihm zu, aber auch die Sorgen der Mutter. „Ich muß eine Familie bilden helfen und Kinder erziehen“, hat er einst verzweiflungsvoll ausgerufen, als Eleonore sich von ihm schied. Nun freut er sich auf die Zeit, wo die Kinder ihn brauchen. Besonders der kleine Ehrenfried „kann sich freuen, wenn er bei Eintritt in die Welt einen treuen, väterlichen Freund findet“. Immer schwebt es ihm vor, daß er „an seiner Ausbildung einen recht wirksamen Anteil nehmen werde“. „Ob es mir wird beschieden sein, dann auch mit Dir nahe zu leben, das mag Gott leiten. Ich kann es nur innig wünschen . . . und dann kommt es mir wieder vor, als wenn Du eine ganz dem Garten Deiner Heimat eigentümliche Blume wärst und nicht leiden würdest, daß man Dich da hinaus verpflanze“. Und Henriette schreibt: „Die gewisseste Ahnung habe ich, daß Du einst den nächsten Teil an meinem Kinde haben wirst.“ So neigen sich die beiden leidgeprüften Menschen langsam einander zu. Noch ist es beiden mehr unbewußt. Aber ist es nicht ein leises Erschauern vor einer nahenden holden Wirklichkeit, wenn Henriette mit Bangen bemerkt, wie der Freund sie idealisiert? „Mir ist es oft so klar, wie Du ein liebes Bild von einer Tochter, wie sie sein müßte, auf mein Wesen niedersest.“ Oft ist ihr, als müßte sie sich losmachen von allen, die an ihr hängen, weil alle sie in einem täuschenden Lichte sehen.

Im Juli 1808 reist Schleiermacher im geheimen Auftrage der Patriotenpartei nach Rügen, und in Sagard, auf einer Bank der Brunnenau, reicht die zwanzigjährige Witwe Ehrenfried von Willichs dem vierzigjährigen Schleiermacher die Hand zum Lebensbund. Henriette dankt ihm in ihrem ersten Brautbriefe, daß er sich ihr so zart genähert und nicht eher Liebe von ihr gefordert und ihr gezeigt habe, als bis sie rein die Vereinigung des Vergangenen mit dem neuen Glück gefunden.

Doch damit hat sie Schleiermacher mißverstanden. Er hat nicht diplomatisch den rechten Zeitpunkt abgepaßt, denn nichts lag seinem lauterem Wesen ferner, als — wenn auch in edelster Form — sich an eine Frau heranzupürschen, vielmehr hatte er jedesmal alles ausgesprochen, was ihm selbst ganz klar war, alles andere lag dunkel in ihm „und konnte sich nicht anders als so unbewußt in der ersten leisen Sprache aussprechen“. In bewußter Erinnerung an Ehrenfried wurde die Verbindung eingegangen. Schleiermacher bezeichnet sich „als den Dritten im Bunde“. Als er Abschied genommen hat und zurückreist, besucht er in Stralsund Ehrenfrieds Grab: „Ich reichte ihm in schöner Zuversicht in die andere Welt hinein die brüderliche Hand zum neuen Bunde. Sein Geist ist gewiß mit uns.“

Die Herz hat vorausgesehen, wie es kommen mußte und hat vorsichtig auch ein wenig darauf hingewirkt. Sie war in jener Zeit auf Göttemitz zu Besuch.

Am 18. Mai 1809, knapp vierzehn Tage vor der Schilltragödie, wurden Friedrich Schleiermacher und Henriette von Willich in der Kirche zu Sagard durch Ehrenfrieds Bruder getraut.

* * *

Fragen wir nun noch einmal, was Stralsund und Rügen für Schleiermachers Leben bedeutet hat, so müssen wir etwa folgendes sagen:

In Ehrenfried von Willich fand Schleiermacher Ersatz für eine untragbare Freundschaft, die ihn in fremde Wirrnisse bedenklich zu verstricken drohte. Damit trat er aus dem Kreise der genialen, aber etwas anrühigen Berliner Literatenatmosphäre in einen geistigen Kreis bodenständiger Menschen, die ihm eine neue Wahlheimat schufen. Besonders in Stralsund fand er das Familienidyll, das seinem in hoffnungsloser Liebesqual zermarterten Gemüt zum schützenden Hasen wurde, in dem er die Verzweiflung überdauerte und zu neuer Lebensbewegung sich anschickte. Endlich fand er aus der neuen Frauenfreundschaft, die ihm hier erwuchs, und deren zärtliche Empfindsamkeit sich mehr und mehr mit unbewußter Erotik durchsetzte, den Weg in die freie Klarheit einer bürgerlichen Ehe. Es ist hier nicht der Ort, über diese Ehe im einzelnen zu reden. Alle Blüentraume reiften in ihr nicht, konnten auch nicht reifen, denn das romantische Eheideal, wonach die Ehe ein geistig-seelisches Verschmelzen der Gatten sein soll, wo eines am Herzen des andern den Pulsschlag des Universums genießt, ist ein eigenwilliger Traum. Auch diesen beiden romantischen Menschen drückte die Ehe ihr eigenes Gesetz auf, und sie waren willensstark und fromm genug, sich ihm zu beugen. Trotz mancher Spannung und auch schwerer Belastung haben sie einander treu

umhegt und einer des anderen Last getragen. Ueberschauen wir also die Strecke Weges, die Schleiermacher über Stralsund und Rügen führte, so ist es ein Weg aus der Verstrickung heraus und ein Weg aus selbstfüchtiger Romantik in die natürlichen Ordnungen. Und wir verstehen nun, wie Schleiermachers begabtester rügenscher Freund, Hermann Baier, sagen konnte, er könne nur mit Ehrfurcht auf die wunderbare Fügung in den Lebenswegen Henriettes und Schleiermachers blicken.

5. Göttemitz.

Mit Schleiermachers Heirat rissen seine Beziehungen zu Stralsund und Rügen nicht ab. Die Menschen, die ihm hier liebgeworden waren, lebten in ländlich kleinstädtischem Verkehr wie eine weitverzweigte Familie. Hier fühlte er sich zu Hause und nahm an den häuslich-persönlichen Vorkommnissen regen Anteil. Ein Hauch von Heimatluft wehte ihm entgegen, und alte Tugendideale schienen hier sich zu erfüllen. Die Herrenhuter Gemeinschaft hatte tiefe, unverwischbare Eindrücke in ihm hinterlassen, wenn ihn auch die konventikelhafte Enge aus der Brüdergemeinde vertrieben hatte. In der Landeskirche hatte er zwar Freiheit und Weite, und in den ästhetischen Zirkeln geistigen Genuß und Schönheit gefunden, doch den Herrenhuter Brudergeist, den er letztlich auch in seinen romantischen Freundschaften suchte und meinte, fand er nicht. In seiner religiösen Wärme fühlte er sich allein, alles kälte ihn an. Hier fand er nun eine religiöse Innigkeit mit Freiheit und Schönheit vermählt, wie sie nur in der Frühzeit der Erweckung möglich war, als sich das neue Leben konfessionell noch nicht stabilisiert hatte. „Ihr geliebten Seelen alle auf der schönen Insel“, schreibt er, „wie habt Ihr mir das Herz gefüllt und erwehert! Was für ein herrliches Ganze bildet der Verein, dem auch ich angehöre! Und wie schön schließen wir uns auch alle in gleichem, frommem Sinn an den liebenden und bildenden Christus an. Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich noch nicht wieder so meines Christen sinnes und Christentums gefreut und seine Kraft so lebendig um mich verbreitet gesehen.“

Den Mittelpunkt dieses Kreises aber bildete Göttemitz bei Rambin a. R., wo Frau Charlotte von Rathen als Gutsfrau schaltete. Siebenmal hat Schleiermacher Rügen zu längerem Aufenthalte aufgesucht, und jedesmal ist er auch in Göttemitz gewesen. Auch Arndt hat in seinen Greißwalder Jahren und auch während seines Aufenthaltes in der Heimat 1816/17 Göttemitz öfters besucht und seine blühenden Apfelbäume und Kirschbäume nicht vergessen. „Ich bin bei Ihnen recht froh gewesen“, schreibt er über einen seiner Besuche an

Charlotte von Rathen, „und trage die lebendige Erinnerung an die wenigen schönen Tage noch frisch in meinem Herzen. Ich habe mit Freuden den stillen Sinn ihres Hauses gesehen. Es ist wohl nichts Süßeres, als wenn man mit dem Gefühle aus einem Hause scheidet, als sei man schon oft darin gewesen. Sie werden glücklich sein, wenn Sie diesen stillen Geist sich und den Ihrigen erhalten. So an der Erde begegnen dem einfältigen Guten die Götter, welche keine geistige Allgewalt glücklich vom Himmel herniederholt. Es ist nichts schöner, als wenn dem Menschen das Tägliche und das Tägliche schöne wird.“

Auch Henriette Herz zog es immer wieder nach dem stillen Göttemitz Gutzhaus. Als nach dem Kriege von 1806 sie die Verhältnisse zwangen, die Gastfreundschaft von Freunden anzunehmen, schlug sie glänzende Anerbietungen aus und zog Göttemitz allem vor.

Die Anziehungskraft, die Göttemitz eigen war, ging allein von Charlotte aus. Ihr Gatte Karl Ludwig Emanuel von Rathen, den sie achtzehnjährig geheiratet hatte, war ein zwar gutmütiger, aber in jeder Weise robuster und derber Landedelmann. Zielbewußt in seinen wirtschaftlichen Bestrebungen, auch zuverlässig in den gefährvollen Zeiten französischer Besatzung und Einquartierung, stand er doch völlig außerhalb des geistigen Lebens, das in seinem Hause seine Stätte hatte. Die Empfindsamkeit, die ihn da umgab, war ihm unbehaglich, die Empfinderei, die bei manchem nicht ausblieb, ging ihm auf die Nerven. Das Gefühl des Beiseitestehens erhöhte seine Reizbarkeit, und diese äußerte sich dann gelegentlich in Heftigkeit und Spötteleien. Jeder fürchtete ihn etwas, und er mußte behandelt werden wie ein rohes Ei. Dabei war er oft wieder von einer Güte und Milde, wo man es am wenigsten von ihm erwartete. Die schwächliche und zarte Charlotte hatte ihm neun Kinder geboren, fast in jedem Jahre eines. „Mit unserer Lotte Rathen ist es mir so rührend, sie ist so schwach, und ich glaube wohl, daß sie immer mehr von ihrer Kraft hingibt, indem sie ein junges Leben in sich bildet.“ So schreibt ihre Schwester Henriette Schleiermacher. In der Sorge um ihre Kinder ging Charlotte auf. Kinderkrankheiten und Mutterängste füllten ihre dunklen Tage. Darüber hinaus bietet ihr Leben kaum Ereignisse. Nie hat sie etwas anderes getan, als was Gattenpflicht und Mutterpflicht von ihr verlangte.

Dennoch hat sie den tiefsten Eindruck auf die Menschen gemacht. Der Herz „schwebt sie immer als ein höheres verkärtes Wesen vor, dem man sich nicht zu sehr nähern darf“. Und dennoch ist sie „so zutraulich und gut“, daß „ihre Größe und Höhe ganz verschwindet“, wenn man ihr nahe kommt. „Die herrliche

Rathen“, nennt Schleiermacher die Schwägerin. „Was für einen heiligen Eindruck sie gemacht hat“, wie ihm „zu Mute ist, wenn er einmal an sie denkt“, kann er gar nicht sagen. Urndt aber nennt „die fromme Seele von Göttemitz“ „die süßeste, zarteste Himmelsseele“, „eine holdste, himmlische Erscheinung, die immer freundlicher, zarter, liebenswürdiger dasteht“, ein „freundliches, liebenswürdiges Himmelskind“, den lieblichen Schatten eines Sommertages“.

Diese blumigen Worte schwärmerischer Begeisterung, die uns heute nicht mehr liegen, lassen uns wie hinter einem buntglänzenden Vorhang doch wenigstens ein allgemeines Bild gewinnen.

Worin lag aber nun das Geheimnis ihres Wesens? Urndt sagt von ihr: „Es gibt Seelen, aus welchen immer Blumen blühen und Sterne leuchten, und diese sind die demütigsten vor Gott, weil sie fühlen, daß sie das alles ohne ihr Verdienst haben von Gott“. Es leuchtet aus ihr also die schönste Weiblichkeit, ein schönes abgeklärtes Sein in völliger Unabsichtlichkeit. Dazu kam bei dieser Mutter von neun Kindern eine tiefe Jungfräulichkeit. Wieder sagt Urndt: „Ich fühle recht, wenn ich Sie ansehe, wie in Ihrer Blumenseele, die so lange, noch als Weib und Mutter, in ihrer Knospe geblieben ist, noch so manche Dämmerung ist, eine glückliche, die doch irdisch erleuchtet werden sollte“. Ein reines, mildes Leuchten strömte aus diesem „frommen und stillen Herzen“ und verbreitete „stille Harmonie“ über das Haus. Und dies „stille Feuer, das in ihr so rein brennt“, übt einen kräftigen Zauber. Urndt bedankt sich einmal für alles Gute, das ihm bei einem Aufenthalte in Göttemitz geworden ist, dann fügt er noch hinzu „einen stillen Dank für das Stille, wofür sich in Worten nicht mehr danken läßt“. Das schreibt kein Weichling, sondern ein Kämpfer, und gerade ihn, den männlichen Mann, zieht es zum andern Pol der Welt, zum Ewigweiblichen, denn „das Weib ist das Bild des ruhenden Gottes und der ruhenden Welt, der Mann das der bewegten Welt“. „Ich weiß immer, daß ich des Anblicks und des Gedenkens bedarf solcher Frauen, um in meinem (männlichen) Selbstbewußtsein zu bleiben.“

In diesem klaren Spiegel standen die Bilder von Menschen und Dingen ungetrübt. Rein Makel geistiger Eitelkeit umflorte ihre schauende Urteilskraft. Als Schleiermacher sich mit Chrenfried von Willichs Witwe verlobt hatte, meint er, er wisse wohl, daß es nur Henriettes zweite Ehe werden könne, nur ein Nachhall der ersten. Charlotte von Rathen sieht tiefer: Jetzt erst werde ihre Schwester völlig aufblühen, und die zweite Ehe werde ihr mehr sein als die erste. Urndt denkt sie sich, „als

einen frischen, raschen und kühnen Menschen, der mit Freude und Zuversicht in das Leben eindringt und sich seinen Zufällen und seinen Sünden preisgibt, welchen die Männer immer ihren Zoll entrichten müssen“ Ihr Verhältnis zur Herz, der sie für lange Zeit eine Heimstätte in ihrem Hause gewährt hatte, überwand eine gewisse Schranke nicht. Den Anflug von Künstlichkeit an ihr muß sie stark empfunden haben. Eleonore Grunow, die sie in Berlin besuchte, blieb ihr fremd. Der störende Zug von Männlichkeit des Wesens, der dieser nach Schleiermachers Eingeständnis eigen war, stieß die so frauliche Charlotte ab.

Dies stille Frauentum war aber keineswegs von idyllischer Selbstgenügsamkeit. Es hatte seine dunklen Tiefen. „Das innere Weh des Herzens, das zuweilen wie Wellenbrandung aus innerster Tiefe hervorquillen will, wer hat es nicht gefühlt?“ Arndt „versteht ihre Klage wohl und wie das Weh heißt, das durch die unendlichen Wechsel der Menschenbrust geht“. „Die höchste Liebe und Sehnsucht, die in Ihnen lebt, wird hier unten nie befriedigt“. Es ist der Klang des Heimwehs, der seit Platos Zeiten in der Menschheit immer wieder anklingt, welcher leise auch in ihrer Stille rauscht. Aus diesem Heimweh quillt ihre Religiosität.

Auch diese „schöne Seele“ hat ihren Dichter gefunden, wenn auch keinen Goethe, wie das Fräulein von Klettenberg, an das sie zuweilen erinnert. Schleiermacher wurde durch sie zu seinem einzigen poetischen Versuch angeregt. Im Herbst 1806 schrieb er seine Novelle „Die Weihnachtsfeier“. Das Buch schildert einen Weihnachtsabend in einem Kreise religiös gestimmter Menschen, welche den verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen angehören. In den Gesprächen kommt die Eigenart eines jeden zum Ausdruck. Dennoch herrscht die schönste Harmonie, denn jeder beugt sich in seiner Weise vor der Krippe des der Welt geschenkten göttlichen Kindes. Der Göttemiker Kreis ist hier zwar nicht geschildert, der Ablauf ist von Schleiermacher frei erfunden. Doch der Göttemiker Geist mit seiner Frömmigkeit und Freiheit ist hier in freier Phantasie gestaltet worden, es ist der Geist der Brüdergemeinde, wie er frei und schön in Göttemik und seinen Freunden sich darstellt. Das eigentlich Zündende und Zeugende in dieser dichterischen Konzeption aber ist Charlotte von Rathen. Ihr hat Schleiermacher in seinem

Werkchen darum auch ein Denkmal gesetzt. Eine der handelnden Personen, Karoline, erzählt darin eine Episode aus Göttemik, die eine Charakteristik Charlotte von Rathens gibt. (Weihnachtsfeier, Reclamausgabe S. 44 ff.) Die Mutter mit dem Kinde ist hier das Leitthema für mancherlei Geschichten, und nun sehen wir Charlotte am Krankenbette ihres todtranken Kindes, während im Hause zur Weihnachtsfeier gerüstet wird. Groß ist ihr Schmerz, dennoch vergift sie nicht, mit am Freudenfeste für die anderen zu rüsten. Die Hoffnung, das Kind noch zu erhalten, schwindet fast ganz dahin. Da kommt über Charlotte eine große Ruhe. Sie hat ihr Kind ihrem Gott wieder in seine Hände zurückgegeben und kann nun abwarten, bis er es wirklich nimmt. Sie legt sich zur Ruhe. Währenddessen überwindet das kranke Kind die Krise und die Hausgenossen finden es mit allen Anzeichen der Genesung. Sie schmücken sein Bett mit Blumen und führen die Mutter zu ihm. Erst glaubt sie, man wolle die kleine Leiche schmücken, bis ihr das Kind entgegenlacht. Am Weihnachtabend, „am Tage der Wiedergeburt der Welt“, findet sie ihr Kind wiedergeboren wie in einer Krippe liegen. „Sie waren mit Ihrem Liebling so in die Idee des Ganzen eingewachsen“, schreibt Schleiermacher, „daß es mir unmöglich gewesen wäre, Sie nicht hineinzubringen. Auch weiß meine Kunst nichts Schöneres zu tun, als zusammenzuflechten, was sich vor mir in schönen Gemütern entfaltet hat.“

Mag Schleiermachers Weihnachtsfeier im ganzen genommen ihre unleugbaren dichterischen Schwächen haben, ein besseres Porträt hätte man von Charlotte von Rathen nicht zeichnen können. Denn wenn schon ein ideales Bild dieses jungfräulich-mütterlichen Genius gestaltet werden sollte, dann konnte es kein anderes sein als ein Marienbild.

- Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut, hg. v. Heinr. Meisner. 2. Aufl. 1921.
- Schleiermacher als Mensch. Familien- und Freundesbriefe, hg. v. Heinrich Meisner. 1923.
- Schleiermacher und seine Lieben. Nach Originalbriefen der Henriette Herz. 1910.
- Aus Schleiermachers Hause. Jugenderinnerungen seines Stiefsohnes Ehrenfried von Wilitich. 1909.
- E. M. Arndt, Briefe an Charlotte Pistorius und Briefe an eine Freundin, hg. v. Gützow, bes. auch dessen Einführung. Pomm. Jahrb. 1919.
- E. M. Arndt, Briefe an eine Freundin, hg. v. Langenberg.
- Schleiermachers Weihnachtsfeier. Pommerns Anteil an ihrer Entstehung. Von Erich Gützow. „Unser Pommernland“. 7. Jahrg. 1922. S. 400 ff.

Lebendiges Theater in Stettin

Von Karla König

Abends acht Uhr! nein, erst vier Minuten vor acht. Scheint es nur so, oder macht die hellbeleuchtete große Uhr vor dem Stadttheater ein sorgenvolles Gesicht: Kommt Ihr auch noch zur rechten Zeit? — Von allen Seiten strömen über die von Nässe gefleckten Straßen die schwarzen Schatten heran. Es sind lebendige Menschen. Unruhe, Eile, Erwartung zucken in ihnen. Der lebendige Mensch will zum Lebendigen Theater!

Ist unser Theater lebendig? Man darf die Frage mit einem unbedingten Ja beantworten. Eben die Teilnahme des lebendigen Menschen bezeugt es, die in anderen Städten nicht in dem Maße vorhanden ist wie in Stettin. Nie war das Abonnement auf solcher Höhe wie in diesem Winter, nie der Besuch so gut. Dahinter steht die Leistung. Es hat sich erfüllt, was Intendant Friedrich Siemß einmal von seinem Stettiner Theater schrieb: „Aus der Situation gilt es zu erkennen, daß es bei aller Achtung der Traditionswerte junges Theater sein muß und nur junges Theater sein kann, was hier seine Aufgabe erfüllt.“ Noch ist die Winterarbeit mitten im leben-

digsten Fluß, aber schon ermöglicht sich der Ueberblick über die wichtige Frage, was und wie gespielt wird. Gehen wir einmal in einfacher Gliederung das Wesentliche durch: das unsterbliche Vermächtnis der Klassiker, das schöpferisch aus der Zeit Tauchende — Uraufführungen —, das Heitere, das im vielstimmigen Konzert des Lebens nicht fehlen darf, erst einmal im Schauspiel. Ferner, die heitere Linie fortleitend die spannungsfrohe Operette, dann endlich die Oper. In ihrem Rahmen eine bedeutungsvolle Uraufführung.

Ein Vorwort wäre dem im Frühjahr entstandenen Freilichttheater auf dem Schloßhof zu widmen. Eine Spielstätte, fünf Minuten vom Stadttheater Stettin, von einer so völlig norddeutschen Romantik, wie sie uns keine Stadt nachmachen wird. Das alte wuchtige Pommernschloß mit seinen massigen Flügeln hegt ein geräumiges Viereck ein, das Holzpodium und Zuschauerreihen umschließt und akustisch starken Zusammenhalt gewährt. Mit dankbarer Freude erinnert man sich der ersten Schloßhofkonzerte unter der liebevollen und so feierfühligen Leitung unseres Albrecht Nehrung, der märchenhaft angestrahlten Linden, die für Konzert und Theater einen so köstlichen Ruhepunkt für das Auge bilden und so selbstverständlich schön die neugeschaffene Schloßhofbühne einrahmen. Darüber der Himmel mit den freundlichen Sternen des Sommers. Unter

Weber:
Der Freischütz
Im Forsthaus.



Entwurf
Franz Rosenfeldt
Inszenierung
Dr. Peter Andreas.
Aufn.:
Moellendorf & Bachmann

ihm aber unter selbstverständlichem Verzicht auf manches technische Raffinement die Unmittelbarkeit des dramatischen Geschehens, die stärkste Eindringlichkeit des Dichterwortes oder die ins Weite und Freie gerückte unmittelbare Sprache der Musik.

Das erste klassische Dramenwerk — auf der Schloßhofbühne gespielt — Kleists „Rätchen von Heilbronn“. Unter der blühenden Bewegtheit der Schloßhoflinden Rätchen unter dem Fliederbusch, die Süßigkeit ihres reinen Traumes genießend. Diese einzige Gestalt ist von echt kleistischer Polarität. Er selber wußte es, denn er nennt sie „die Rehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung wie jene durch Handeln.“ Die Regie von Hans Schalla sucht jede künstlerische Wirkung in Beziehung zu der lebendigen Freiheit der Schloßhofbühne zu bringen. Grete Kretschmer erfüllt die naive-romantische Titelrolle mit stillem Leben. Sie überrascht im Laufe des Winters an anderer Stelle mit einer das Durchschnittliche überragenden Begabung für das Komische.

Eröffnung des Stadttheaters. Friedrich von Schiller: Don Carlos. Mit einem großen Klang öffnet sich die Pforte zur Winterspielzeit, in einer großartig durchgeformten Aufführung, für die Intendent Friedrich Siems verantwortlich zeichnet, erwächst das Zeitlose zu lebendigster Kraft. Auf vielen Pfeilern ruht das große Gebäude, der Aufmarsch der künstlerischen Kräfte im Schauspiel ist imponierend. Im Mittelpunkt der Marquis Posa von Hans Schalla. Das Publikum lebt restlos mit. Szenenbeifall, spontan alle bisherige stille Ergriffenheit durchschlagend bei den berühmten Worten: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ Der reine begeisterte Ernst des „Don Carlos“ von Martin Flörchinger wirkt zündend neben ihm. In den Menschen, die sich ergriffen zerstreuen, bleibt das Beste zurück: Ehrfurcht vor dem Großen.

Shakespeare: Zweierlei Maß. In der interessanten, manches alte Mißverständnis klärenden Bearbeitung von Hans Rothe. Regie: Friedrich Siems; Hauptrolle: Klevenow. Warum gerade „Zweierlei Maß“ — fragen die ewig Mißvergnügten. Das „unbeliebteste“, das am wenigsten gespielte aller Shakespeareschen Lustspiele. . . Vor der Aufführung, die unbekümmert und saftig ein Stück Oldengland auf die Bühne stellt, zerblättern alle Bedenken. Zu dem Lachen gesellt sich merkwürdigerweise die — Einkehr. So unsterblich ist ja die doppelte Moral, so lieblich lebendig laufen auch uns Heutigen Klatschsucht, Bosheit, Verleumdung täglich über den Weg. Wunderbare Formulierungen legt Shakespeare seinem Herzog darüber in den Mund. Schön erhebt sich über Irrung und Wirrung, über den mancherlei

wunderlichen Tieren aus des Herrgotts Tiergarten die geistig lenkende und gütige Gestalt des Herzogs (Klevenow) in den gelassenen Worten:

„Keiner ist mächtig, keiner groß genug, um sich zu schützen gegen die Verleumdung, die auch den Reinsten anfällt hinterrücks. . .“

Eine seltsame Spannung der Zuhörer begleitet diese Aufführung, die den Beweis dafür erbringt, daß umgekehrt auch — vom Lächerlichen zum Erhabenen — nur ein Schritt ist.

Als letzte bisherige Klassikeraufführung Schillers „Wilhelm Tell“ in einer Wieder-einstudierung, (Intendant Friedrich Siems), die den neugewonnenen Kräften Spielraum zur Entfaltung läßt. An allen großen Tagen volksverbundenen Hochgefühls die Bühne des Stadttheaters beherrschend, Gipfelpunkt die groß aufgebaute RütliSzene. Heinz Klevenow ein Tell, der aus Kraft und Innigkeit seine Wirkung zieht, während Hans Schalla den undurchdringlichen Gewalthaber Gessler einmal ganz neuartig, geistig und menschlich gestaltet. Eine Freude aller der prächtige kleine Walter Tell von Günter Domin. Eine Aufführung von edelstem Klang, die ihre Wirkung im Laufe des Winters noch oft in die breiten Massen der Zuhörer und die Seele der Jugend sendet.

Uraufführungen. Sie sind eine Prüfstein auf die geistige Unternehmungslust eines Theaters, richtiger — eines Theaterintendanten. Denn hier gilt es, vorausschauend Werte zu entdecken, die sich behaupten sollen. Allseitig herrscht Hochspannung, wenn eine Uraufführung vom Stapel läuft. Auf der Bühne, im Zuschauerraum, nicht zum mindesten beim Autor, der seinen Traum zum erstenmal gestaltet — schärfer formuliert, durch das lebendige Theater geprüft sieht. Von der Oper bis zum Weihnachtsmärchen erlebt man da seine Überraschungen. . .

Hans Balzers Komödie „Das Loch im Zaun“ kommt es entschieden zu gute, daß der Autor sich selbst als einen verhinderten Schauspielers bezeichnen kann. Sie hat Rollen. Famos das Viergespann: Robert Lossen, Cläre Ruegg, Robert Behn und Grete Kretschmer. Dem Stück gegenüber, das zur Bauernkomödie hinneigt, entsteht in der Empfindung des Zuschauers eine Staffelung angesichts der frischen Erinnerung an Solanthes vielgefeierte Hochzeit wie auch an die schon wieder enger gefaßte Bauernkomödie „Wenn der Hahn kräht“ von August Hinrichs. Balzers Hühner sind nicht ganz echte Landhühner, sondern mehr Laubentoloniehühner. Immerhin schlüpfen sie heute bereits in Westdeutschland durch ihr Loch im Zaun. . .

Auf ernster, weittragender Linie die zweite Uraufführung des Jahres, „Garibaldi“ von Paul Altenberg. Stettin hat sie als Wert er-

lebt. Lassen wir hier einmal die am Tage der Uraufführung zahlreich versammelte auswärtige Kritik sprechen. Nur zwei Stimmen: Der „Angriff“ erklärt zu Garibaldi: „Die Spannung, die Altenberg mit theaterficherer Hand schafft, ist keineswegs nur äußerlich, vielmehr erfährt er den Stoff von einer zeitnahen Schau aus. So nahm das Publikum das Stück bei seiner Uraufführung in Stettin mit großer Anteilnahme auf. Der Intendant Friedrich Siems selbst spielte den König mit stiller eindringlicher Ueberzeugungskraft, vor der Garibaldi kapitulieren muß. Diesem gab Horst Veilkes kraft-

untergeßlich die Ansprache, die der weißhaarige Bärenjäger Lars Hansen in gebrochenem Deutsch an die begeisterten Stettiner hält, die Umarmungen, die er rechts und links austeilt. Joachim Kläiber hat die Regie gehabt, natürlich hat sich auch der Intendant stark für seine reichsdeutsche Uraufführung interessiert. Hafenspeicher und Winterhütte auf Grönland erstehen in packender Naturtreue, den Zuschauer überrieselt es kalt, wenn die Flockenstürme durch die kaum aufzudrückende Tür jagen, die Fieber der Kälte die Menschen zermürben. Horst Veilke (Veitsar), Kurt Strelow



Lars Hansen, der Dichter des Schauspiels „Bären“
und Intendant Friedrich Siems.

Aufn.:
Moellendorf
& Bachmann

volles Temperament ohne äußerlich gemachte Wildheit, naturhafte Breite, vollsichtige Urwüchsigkeit.“ Und das „Berliner Tageblatt“: „Die Aufführung war in ihrer knappen Einfachheit ausgezeichnet. . . Das Stettiner Stadttheater unter seinem Intendanten Friedrich Siems ist in der Solidität seiner Arbeit vorbildlich. Ein Theater, das in zwei Jahren schon Tradition angefaßt hat, weil es mehr auf ein allgemeines Niveau als auf Spitzenleistungen gegeben hat. Was kann man mehr sagen?“ —

In frischer Erinnerung die dritte Uraufführung im Schauspiel „Bären“ von Lars Hansen und Karl Holter. In ganz Norwegen haben sich die „Bären“ auf den Bühnen ihre Erfolge bereits erjagt, Stettin verzeichnet mit Stolz die reichsdeutsche Uraufführung. Ein stürmisch bejubelter Abend, allen Zuschauern

(Eismeerschipper), Flörchinger (Sohn) und Josef Robert als Lappennils geben Großes. — Auf der Volksbühne am Horst-Wesselplatz in Berlin werden die „Bären“ gegenwärtig mit stärkstem Erfolg gespielt. Aber Stettin hat sie aus der Taufe gehoben.

Als heitere Ergänzung im Schauspiel zunächst einmal „das lebenslängliche Kind“, dann die herblustige und vollsaftige Komödie „Schneider Wibbel“ von Hans Müller-Schlösser; eine köstliche Figur bringt Hansjakob Gröblichhoff in der Titelrolle. Das feine Lustspiel wird durch Hermann Bahrs „Konzert“ vertreten. Zwischen all die lustigen und anbetungslustigen Weiberchen, die den Meister umschwärmen, stellt Pia Mietens — übrigens war sie eine prächtige Prinzessin Eboli im „Don Carlos“ — die tragende Gestalt der Frau mit dem Feinklang von Geist und

Güte. Hans Loffen, der stets Originelle, stimmt sich als Gegenspieler wirkungsvoll ein, und Horst Beilke bleibt dem Meister keine seiner unmöglichen Möglichkeiten schuldig. Mit Geschmack betont die Regie Joachim Klaiwers die Grenzen des feinen Lustspiels.

Sigmund Graff, von dem das Stettiner Stadttheater bereits „Die endlose Straße“ aufführte, schenkt in der „Heimkehr des Matthias Bruck“ das ernste und gute Schauspiel des Jahres. Hans Schalla, unser Oberspielleiter im Schauspiel, hat es — das Bauern- und Dialektstück in seiner knappen Fassung war bestimmt keine leichte Arbeit — in seiner Regie zu den letzten Möglichkeiten gedeutet. Sehr mit Bedauern sehen wir den stets Spannungsfrohen und in allen Sätteln gerechten Regisseur, den vorzüglichen Darsteller, von unserer Bühne scheiden. Zur Andacht stimmt dieser tiefste Abend, der vom Heimkehrer Matthias Bruck und seinem schlichten Heldentum erzählt; so klar, so phrasenlos sind diese Menschen gesehen, so geföhlt dargestellt. Was wir an Cläre Ruezg haben, zeigt sich hier: so echt, so keusch verhalten gibt sie in der wunderbaren Szene mit ihrem Manne aus der Tiefe ihres Menschentums. Horst Beilke (der Bauer) gibt den stillen und echten Klang zurück. Heinz Klebenow erfüllt den Matthias Bruck mit ergreifendstem Leben, auch dem alten Knecht von Josef Robert, dem Bauernsohn Flörchingers begegnet man als Menschen, die in aller Einfachheit ihren Weg wissen.

Unter einem ganz besonders günstigen Stern stand dieser Operettenwinter insofern, als sich ausgezeichnete Kräfte zusammengefunden hatten, um der „Wunschtraumerfüllung“, wie man sie von der Operette erwartet, die farbigste und beschwingteste Form zu geben. Das Quartett Elsa Bartl, Hans Eich, Charlotte Schütze und Max Vogl erfüllte in seltenem Maße alle Wünsche an Schwung, Liebenswürdigkeit, Temperament und Musikalität; leider bleibt nur der kleine Liebling, Charlotte Schütze, dem Stettiner Theater erhalten. Zu diesen vieren — der Dank an die drei Scheidenden dürfte ungewöhnlich herzlich sein müssen — gesellten sich eine so vielfach bewährte Stütze der heiteren Muse wie unser trefflicher Robert Behn und ferner Kurt Strelow, unser Stettiner Kind, der von der Operette bis zum ernstesten Schauspiel die sichere Kraft der Gestaltung einzusetzen hat. Unser Opernregisseur, Dr. Peter Andreas, der u. a. „Freischütz“, „Diefsland“, „Rigoletto“ und „Taras Bulba“ wirkungsvoll inszenierte, setzte sich mit besonderer Hingabe auch für die Operette ein. Sein aufopferndes Einspringen für erkrankte Darsteller in Oper und Operette möchte ich nicht unerwähnt lassen. Es spricht für den Geschmack der Stettiner, daß die klassische Operette „Wiener

Blut“ von Strauß zu einem Erfolg wurde, der den üblichen Rahmen weit überschritt. Die Zahl der Aufführungen — bis heute 26 — wird freilich von „Mascoltchen“, in dem Charlotte Schütze mit ihrem springlebendigen Theaterblut besondere Erfolge feierte, nur wenig unterschritten. „Ein Mädel hat sich verlaufen“, auch von Dr. Andreas reizend inszeniert, ist zur Zeit noch im Mittelpunkt des Interesses. Elsa Bartl, die mit klugem Liebreiz und fraulicher Anmut, gesanglich hervorragend, ihre tragenden Rollen restlos erfüllt, tritt ins Privatleben ein. Hans Vogl, der Bewegliche und sprühend Lebendige, der sich auch durch die Inszenierungen von „Paganini“ und „Polenblut“ Dank und Anerkennung erwarb, geht an die Operette in Erfurt. Der Operettentenor Hans Eich wird als künstlerische Kraft wie als liebenswürdig kluge Persönlichkeit besonders vermißt werden, weil er sich in den Jahren seines Stettiner Aufenthaltes schon ein Hausrecht in den Herzen der Operettenfreunde erworben hatte.

Die zu Zeiten totgesagte Oper führt in Stettin ein Leben von steigender Lebendigkeit. Von der wirtschaftlichen Krise der Oper — stets wird die Oper besonders ein mittleres Theaterunternehmen finanziell belasten — soll hier nicht die Rede sein. Sondern nur von der Art und Weise, wie man in Stettin dem durch Musik stilisierten Theater, das sie darstellt, zu dienen versucht hat und weiter dienen wird. Indem man von Vorstellung zu Vorstellung das Regieproblem der Oper reinigend und aufhellend seine Strahlen in das Altgergebrachte senden ließ, tote Stellen, tote Bilder, verstaubte Gesenken unter dem Gesichtspunkt des lebendigen Theaters zu überwinden trachtete. Takt und Einfühlung, Achtung vor dem unantastbaren Meisterwerk bildeten dazu das notwendige Gegengewicht.

Was geschah überhaupt auf dem Gebiet der Oper, was sah und erlebte man? Als denkbar glücklichen Auftakt auf dem Schloßhof, doppelt und dreifach gelockert durch die Umgebung, die Aufführung von „Bajazzo“. Oberspielleiter Dr. Peter Andreas läßt völlig zwanglos die Zuschauer auf dem Podium sich sammeln, während die Zuschauer die Tribüne füllen. Schon verweisen sich zart die Grenzen zwischen Traum und Leben. Das steigert sich noch, als der Theatervorführer durch den Torbogen an den Zuschauern vorüberfährt, dessen Insassen sich nun zum Bild auf der lindenumrahmten Bühne verteilen. Musikalisch und dichterisch erfüllt nun „Bajazzo“ seine Mission, die nicht zum geringsten darin besteht, den von der Sicht des Bürgertums mit Unrecht zu Unehren gekommenen Begriff des „Komödiantischen“ wieder zu Ehren zu bringen. (Wollte der Himmel, wir hätten nur immer recht viel echte „Komödianten“ am

Lars Hansen
und
Karl Holter:
Bären



Gruppe aus dem
ersten Akt

Inzenierung
Joachim Kläber

Aufn.:
Moellendorf & Bachmann

Stettiner Stadttheater!) Ganz prächtig singt Hanns Hesse die berühmte Arie „Lach, Bajazzo!“ Unnachahmlich in Blick, Ton und Geste spricht Wilhelm Schmid-Scherf die Schlußworte in die Erschütterten hinein: „Geht alle heim! Das Spiel ist aus!“ —

Im Rahmen der deutschen Oper erscheinen Webers „Freischütz“, das „Christelflein“ von Wiskner, vorzuzugs „Waffenschmied“. Ausländische Komponisten: „Mignon“ wird aus dem Spielplan des Vorjahres hinübergenommen und erzielt die üblichen Rassen-erfolge, Bizets „Carmen“ rauscht in sprühender Aufführung vorüber, Verdis „Rigoletto“ bildet wohl den Höhepunkt, „Die vier Grobianen“ von Wolf-Ferrari entfalten einen prächtig barocken musikalischen Humor.

In der glanzvollen Eröffnungsvorstellung des „Freischütz“ zeigt sich Ewald Lengstorf, der neugewählte städtische Musikdirektor und erste Opernkapellmeister der Stadttheaters, zum erstenmal am Dirigentenpult. Die dem Stadttheater angegliederten städtischen Symphoniekonzerte haben den Stettinern inzwischen reichlich Gelegenheit gegeben, seine ausgezeichnete und nachdrückliche Schulungsarbeit an unserem städtischen Orchester zu verfolgen. Die Chorkonzerte und Volksymphoniekonzerte gefallen sich neuerdings dazu. Wenn man ihn auch erst bei „Taras Bulba“, der bedeutenden Opernaufführung dieses Jahres, wieder am Pult sieht, so spürt man doch die Wirkung seiner künstlerischen Erziehung des Orchesters eigentlich in jeder musikalischen Aufführung. Im übrigen besitzen wir ja in Albrecht Meh-

ring eine zweite Dirigentenpersönlichkeit von erstem Rang, und mit Temperament und Liebe bemüht sich stets auch Kapellmeister Gustav König erfolgreich und fleißig am Dirigentenpult.

Im „Freischütz“ bewährt sich Marimilian Herbert (Raspar) wieder einmal als ausgezeichnete Stütze unseres Opernensembles, gut, daß wir ihn nicht verlieren, wie es vorübergehend hieß. Auch sein Antiquitätenhändler in den „Vier Grobianen“ läßt seinen prachtvollen Paß, seine vornehm-lebendige Gestaltung voll zur Geltung kommen. An jeder Stelle begegnet man ihm mit Gewinn, Versager sind bei ihm unbekannt.

Der Heldentenor Hanns Hesse verläßt uns, um nach Essen zu gehen. In „Bajazzo“, in „Tiefeland“, in „Carmen“, als Max im „Freischütz“ entfaltet er die reichen Mittel seiner heldisch gefärbten Tenorstimme und erntet stürmischen Beifall. Eine beliebte Kraft unserer Oper, Franz Koblik, mit seiner schönen silberweichen Tenorstimme, gibt Stettin an das Theater in Zürich ab. (Noch seltener sind die guten lyrischen Tenöre.) Marie Luise Schilp, die Altistin unserer Oper, wird nach erfolgreichem Gastspiel als „Carmen“ an die Städtische Oper, Berlin, verpflichtet. Ihre sprühende, darstellerisch so gefühlte und so schön gesungene Carmen wird ihr neben allen anderen guten Leistungen in Stettin ein Andenken sichern.

Vor zwei Jahren kam von der Kölner Oper der Helden- und Charakterbariton Wilhelm Schmid-Scherf zu uns, der jetzt

einen mehrjährigen Vertrag mit dem Opernhaus Nürnberg abgeschlossen hat. In der Tiefenwirkung war die Verpflichtung dieser einmaligen und unwiederholbaren Persönlichkeit, die mit dem Beiwort eines „stimmgewaltigen Gestalters“ nicht zu erschöpfen ist, ein Glücksfall für unsere Bühne. Noch immer leidet die Oper gerade in ihrer Eigenschaft als lebendiges Theater unter der Tatsache des Narsängertums. Eine schöpferische Vollnatur wie Wilhelm Schmid-Scherf, die den singenden Menschen als letzte selbstverständliche Offenbarung, als künstlerische Einheit erstehen läßt, ist ganz große Seltenheit. Sehr mit Absicht ist hier das Wort „Mensch“ gebraucht, denn immer gibt er den ganzen Menschen, mag dieser Mensch „Rigoletto“, „Sebastiano“ oder auch „Taras Bulba“ heißen. Kein Schau-Spieler ist Schmid-Scherf, wenn auch jeder Schauspieler diesem Narsänger seine darstellerischen Möglichkeiten neiden könnte, sondern der Ernste, der die Tiefe schauen läßt. In diesem Sinne werden seine stets wunderbaren Masken zu Demaskierungen. Unvergänglich als Beweise menschlicher Polarität die beiden Gesichter im „Rigoletto“ mit unerhörter Spannweite vom Hohn zur Güte. (Wir verweisen auf die Bilder auf den Seiten 68 und 69 dieses Heftes.) Fast zu gewaltig für unsere kleine Bühne schwang in diesem Jahre die herrliche Stimme im Raum.

Das geistige Stettin weiß, daß die schöpferischen Möglichkeiten in diesem Mann selten unbegrenzt sind, ein Komponist, ein Dichter in ihm ebenso zuhause sind wie ein Sänger und Darsteller. Als Regisseur erlebte ihn das Theater im „Waffenschmied“ in einer entzückend lockeren und innerlich erhellten, ganz vom Herzpunkt aus erfakten Aufführung, in der sich Heinz Koopmann als Waffenschmied seine verdienten Lorbeeren holte und Anita Hilgemeier die Marie zart und lieblich beseelte.

Die Würdigung dieser Persönlichkeit, mit der wir an einem besonders eindringlichen Einzelfall zeigen wollen, wie das lebendige Theater imstande ist, Menschen zwischen die Seienden und Bleibenden zu schwimmen, die als Beweger der Kräfte über den Rahmen des Theaters hinaus für das Ganze in Frage kommen, führt uns unmittelbar zu der Uraufführung von „Taras Bulba“, der Oper von Ernst Richter-Dresden, die Ewald Lengstorf unter seine persönliche Obhut nahm. Es ist die Meinung der Schreiberin dieser Zeilen — solche Prophezeiungen soll man mit der Last persönlicher Verantwortung decken —, daß das Stadttheater

Stettin mit dieser Oper ein für das Reich gültiges und bleibendes Werk aus der Taufe gehoben hat.

Diese Oper ist insofern eine eigenartige Angelegenheit, als dies Erstlingswerk mit einer musikalischen Vollreife, einer stilistischen Abrundung in meisterlich aufgebauten Ensembleakten in die Erscheinung tritt, die in manchen Einzelheiten kaum begreiflich sind. Der jugendliche Komponist, Kapellmeister an der Dresdener Staatsoper, als Mensch eine fein bescheidene und liebenswerte Erscheinung, muß seine Erstlingswerke verschwiegen haben. Darum ist diese Oper so gekommt. Musikalischer Ideenreichtum und delikate Färbung im einzelnen, unerhört starker rhythmischer Schwung sind dieser Musik zu eigen, die das schlicht gezimmerte Libretto so üppig umbrandet und füllt, daß man dem rein Sprachlichen wenig Aufmerksamkeit schenkt. „Taras Bulba“ ist eine Vatertragödie. Die Mittelpunktgestaltung des großen Kriegers und Kosakenführers gab Wilhelm Schmid-Scherf Gelegenheit, hier den männlichsten Mann, den Vater der Söhne, der den unmännlichen Sohn töten muß und daran zerbricht, als Gestalt eindeutig zu fassen und festzulegen. Es ist ein besonderer Vorzug dieser Oper, daß auch der schlichteste Zuschauer die Verzweislung dieses Vaters, den Konflikt fühlen kann. Damit wird sie — der ausländische Rahmen fällt dagegen nicht ins Gewicht — im besten Sinne volkstümlich. So wurde die Uraufführung zu einem stürmisch bejubelten Abend, der auch Hanns Hesse, Maximilian Herbert, Marie-Luise Schilp, Franz Koblit, unserem trefflichen Ballettmeister Hans Preuß (Kosakentanz) und seiner Schar, dem unter Lengstorf vorbildlich wirkenden Orchester und Chor und allen übrigen die verdiente Anerkennung eintrug.

Mit dem Blick auf diese Uraufführung, wo sich von jeder Seite her schöpferisch gestaltende Elemente so glücklich berührten, die von der Unternehmungslust der Intendanz ein so gutes Zeugnis ablegt, sei diese Betrachtung geschlossen, die zwanglos Wesentliches zu fassen trachtete. Inzwischen hat sich der Bogen bereits in der Oper bis zu Glucks „Iphigenie auf Tauris“, im Schauspiel zu Shaw's „Candida“ und Hebbels „Agnes Bernauer“ gespannt.

Wie schon gesagt — wir sind mitten im Fluß der Dinge. Nach Ablauf der Spielzeit sprechen wir uns dann noch einmal über „lebendiges Theater in Stettin“, an dem lebendigen Anteil zu nehmen nicht nur Stettin, sondern auch die Provinz eine Veranlassung hat.

Die Post in Pommern

Kulturgehichl. Schilderung von Max Georg Teubner

(Fortsetzung und Schluß)

3. Die Brandenburg-Preußische Post in Pommern

a) Die brandenburgische Post in Hinterpommern unter dem Großen Kurfürsten 1653—1688.

Im Jahre 1653 nahm der Große Kurfürst die ihm durch den Westfälischen Frieden zugefallene Provinz Hinterpommern in Besitz. Er legte nunmehr die längst geplante Reitpost Memel—Berlin—Eleve an, wodurch die in Nord- und Mitteldeutschland zerstreut liegenden brandenburgischen Besitzungen mit einander in enge Verkehrsbeziehungen gebracht wurden. Dieser Kurs führte auch durch Hinterpommern; hier stieß er zusammen mit dem Kurse der Danziger Boten, die von Danzig über Stolp und Stargard nach Stettin ritten. Diese Boten zogen einen Teil ihrer großen Einnahmen aus der brandenburgischen Provinz Hinterpommern, da sie in den hinterpommerschen Städten viele Briefe einsammelten und abgaben. Man kann es daher dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm nicht verdenken, daß er diesen Durchgang fremder Boten durch sein Land als unvereinbar mit seinen landesherrlichen Postrechten hielt. Dabei fiel auch ins Gewicht, daß die Danziger Boten die aus dem Herzogtum Preußen und weiterher kommenden und die dorthin gerichteten Briefe an sich zogen und die Gebühren für sich behielten. Ein willkommener Anlaß zum Einschreiten bot sich dem Kurfürsten bald.

Da der Briefwechsel zwischen Hamburg und Danzig auf dem Umwege über Berlin durch die auf der Poststrecke Hamburg—Berlin—Danzig verkehrenden brandenburgischen Postreiter (Postillione) volle 24 Stunden schneller befördert wurde als auf dem geraden Wege Hamburg—Stettin—Danzig, so führten viele Hamburger Kaufleute ihre Briefe der brandenburgischen Reitpost in Hamburg zu¹⁸⁾. Die Börsenalten und der Rat zu Hamburg zeigten sich sehr ungehalten, als der Kurfürst den freistädtischen Botenmeister Gerbrandt, der gleichzeitig die Brandenburger Post in Hamburg verwaltete, anwies, die Beförderungsgebühren für diese Briefschaften zur brandenburgischen Postkasse zu verrechnen. Diese Verstimmung war unberechtigt, weil der Kurfürst alle Kosten auf dem Kurse Hamburg—Berlin—Danzig trug. Trotzdem ließ der Hamburger Rat sich durch die Börsenalten dazu drängen, beim Stadtbotenmeister Gerbrandt 800 Gulden brandenburgisches Postgeld zugunsten der Hamburg-Stettiner (Pommerschen)

Boten zu beschlagnahmen. Als diese Summe trotz der Aufforderung Friedrich Wilhelms nicht zurückgegeben wurde, ließ er mehrere Hamburger Boten in Pommern festnehmen. Dem Hamburger Räte ließ der Kurfürst mitteilen, daß er diese Boten, die ohne seine Erlaubnis durch Pommern gereist seien, erst freigeben werde, wenn sie eidlich versprächen, künftig sein Land zu meiden, und wenn sie das während ihrer Verhaftung entstandene Kostgeld bezahlten. Ferner habe er einen Hamburger Gesandten festnehmen und nach der Festung Kolberg bringen lassen, weil der Hamburger Rat diesen Beauftragten nach Danzig geschickt habe, um diese Stadt zu gemeinschaftlichem Vorgehen gegen ihn, den Kurfürsten, zu veranlassen. Dieser Gesandte, Hans von Kargen, sollte solange in Kolberg festgehalten werden, bis jene 800 Gulden zurückgezahlt seien. Uebrigens hoffe er, der Kurfürst, daß man hamburgischerseits ähnliche Unliegen künftig „mit gehöriger Bescheidenheit und ohne anzigliche Reden“ vortragen werde. — Der brandenburgische Postdirektor Michael Matthias ward nun vom Kurfürsten nach Hamburg geschickt, und dieser brachte die Börsenalten und den Rat der Stadt „auf etwas andere Gedanken“. Sie gaben die einbehaltene Geldsumme zurück und behinderten die Abfertigung der kurfürstlichen Reitpost in Hamburg einseitigen nicht mehr¹⁹⁾. Gleichzeitig hatte der Kurfürst dem Hamburger Rat freigestellt, die Kaufmannsbriefe und den sonstigen Briefwechsel nach Danzig und Riga — statt über Berlin — von Hamburg aus durch die Hamburger Pommerschen Boten an den schwedischen Postmeister Jens Olzen (Oljan) in Stettin zu senden, der diese Briefe in Stargard der kurfürstlich Brandenburger Post übergeben würde, die durch Hinterpommern in besten Gang gebracht sei. Tatsächlich konnte niemand über diese hinterpommersche Post klagen; alle Postbenutzer waren mit ihr äußerst zufrieden. Auch mit Danzig kam es bald zu Streitigkeiten, da der Kurfürst den Danziger Boten den Durchritt durch Hinterpommern im Jahre 1654 verweigern ließ. Nachdem die schriftlichen Erörterungen und auch verschiedene mündliche Besprechungen fruchtlos geblieben waren, fand sich der Rat der Stadt Danzig, deren frühere Macht unter polnischer Herrschaft und im Verlaufe des Dreißigjährigen Krieges völlig zusammengebrochen war, alsbald bereit, als Gegenleistung für den den Danziger Boten brandenburgischerseits zuzubilligenden Posttritt durch Hinterpommern ein brandenburgisches Postamt in Danzig und den freien Durchgang des Königsberger Postillions durch Danzig nach Stettin zu bewilligen. Als bald darauf zwischen dem neuernannten Brandenburger

¹⁸⁾ Stephan: Geschichte der preußischen Post. Berlin 1859. S. 19.

¹⁹⁾ Stephan. U. a. D. S. 20.

Postmeister und den beiden Stadtpostmeistern in Danzig ein Streit entstand, benutzte die Krone Polen die günstige Gelegenheit im Jahre 1655, aus dem Stadtbotenamte in Danzig ein polnisches Postamt zu machen. Seit diesem Jahre 1655 kann man daher von einem Hamburg-Danziger Botenwesen nicht mehr sprechen, sondern es blieb nur noch ein Hamburg-Stettiner (Pommersches) Botenwesen übrig. Trotzdem nannten sich die Pächter des Hamburg-Stettiner Botenwesens noch jahrzehntelang „zum Danziger Botenwesen bestellte Hamburger Bürger“. —

Die Aufhebung des freistädtischen Botenamts in Danzig bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte des Botenwesens, denn nachdem der Stadt Danzig, die von 1625 die durch Hinterpommern gehende Hälfte des Gesamtkurses — nämlich Stettin-Danzig — beherrscht hatte, alle Boten- und Postbefugnisse entzogen waren, erübrigte für Hamburg eigentlich nur noch der Versuch, sich auf der Stettin-Hamburger Strecke zu behaupten.

Die Regierung für Hinterpommern war im Jahre 1653 brandenburgischerseits in Kolberg eingerichtet worden. Joachim Graf ward zum Postmeister dieser Regierung und damit zum Leiter des gesamten hinterpommerschen Postwesens ernannt; seinen Wohnsitz hatte er in Stargard zu nehmen.

Nun befahl der Kurfürst Friedrich Wilhelm seinem Michael Matthias die Einrichtung des Postkurses von Memel über Königsberg, Heiligenbeil, Elbing, Marienburg, Dirschau, Mikrow, Stolp, Schlawe, Rößlin, Körlin, Plathe, Naugard nach Stargard, von wo sich eine Post nach Stettin und eine andere über Soldin und Rüstlin nach Berlin mit einer weiteren Verbindung über Spandau, Brandenburg, Barby, Halberstadt, Braunschweig, Hannover, Minden, Bielefeld, Lippstadt, Hamm und Wesel nach Cleve abzweigete. Matthias nahm 900 Reichstaler mit auf den Weg, um die anzunehmenden Postmeister und Posthalter im voraus bezahlen zu können, ferner um 10 kleine Postkaleschen bauen und Postillionsröcke anfertigen zu lassen. Matthias begab sich zunächst nach Stettin; hier vereinbarte er sich wegen der Post Stargard-Stettin leicht mit dem schwedischen Präsidenten Lilienström und dem Postmeister Jens Olsen. Binnen 3 Wochen richtete Matthias die erforderlichen Stationen und Postanstalten in Hinterpommern ein. Dann begab er sich nach Danzig, wo er viele Widerstände zu überwinden hatte, ehe er seine Absichten erreichte²⁰).

Durch ein Bittschreiben vom 28. Januar 1654 versuchten Bürgermeister und Rat der

Stadt Hamburg beim Kurfürsten zu erreichen, daß ihren Stadtboten die Reise durch Hinterpommern anstelle der Danziger Boten erlaubt würde; sie hatten damit aber kein Glück²¹). Friedrich Wilhelm stützte seine Ablehnung auf das den Kurfürsten zustehende Recht, keine fremden Posten — und als solche betrachtete er die freistädtischen Boten — in ihren Staaten zuzulassen. Ein Schaden für den Kaufmannstand könne aus diesem Verbot nicht entstehen, weil mit seinen eigenen Reitposten die Kaufmannsbrieife schneller und ebenso sicher besorgt würden als durch die freistädtischen Boten.

Bei den Verhandlungen zum Frieden von Oliva im Jahre 1660 war vereinbart worden, daß die Stadt Elbing an den Großen Kurfürsten übergeben werden solle, nachdem er das brandenburgische Postamt in Danzig aufgehoben habe. Der Große Kurfürst tat dies auch, aber die Stadt Elbing erhielt er trotzdem nicht. Die Forderung der Aufhebung des Brandenburger Postamts hatte der Kgl. Polnische Postmeister de Gratta beim polnischen Königshofe durchzusetzen verstanden, aber seine Habgier war dadurch noch nicht gestillt, denn de Gratta verabredete nun mit dem schwedischen Postmeister in Stettin die Anlage einer schwedisch-polnischen Post durch Pommern, und er war kühn genug, diesen Plan durchzuführen. Trotz ernster Warnungen ritten nun schwedische und polnische Postillions durch die preußische Provinz Hinterpommern, wobei sie Briefe in den hinterpommerschen Orten verteilten und empfangen. Daraufhin befahl Kurfürst Friedrich Wilhelm der Neumärkischen Regierung in Rüstlin und dem Gouverneur der Festung Kolberg, Obersten von Schwerin, alle fremden Postillions, die durch Hinterpommern ritten, zu verhaften. Dies geschah. Eine ganze Anzahl fremder Postillions wurden durch die Kurfürstlichen Landreiter ergriffen und in das Gefängnis zu Kolberg abgeliefert. Ihre Pferde steckte der Oberst von Schwerin in die brandenburgische Reiterei. Die den Postillions abgenommenen Briefe wurden so lange festgehalten, bis das Postgeld hierfür an die kurfürstliche Postkasse bezahlt war. Trotzdem hatte dies energische Verfahren vorerst keinen vollen Erfolg. De Gratta verkleidete nun seine Postillions; die ihnen übergebenen Briefe mußten sie in ihrer Kleidung verstecken, und auf Schleichwegen versuchten sie, Hinterpommern zu durchqueren. Aber sie wurden erfaßt und nach Kolberg oder Rüstlin eingeliefert. Nun bewaffnete de Gratta seine Postillions mit Pistolen und befahl ihnen, sich zu wehren. Schwerin sandte, sobald er dies gewahr wurde, Soldatenabteilungen aus, und es

²¹) Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsealten. II Nr. 61c, Bl. 324 u. 327.

²⁰) Stephan. N. a. D. S. 23—25.

kam zu ernstern Tätlichkeiten. Darüber geriet der polnische Königshof in Aufruhr. In einem Bericht des Kurfürstlich Brandenburgischen Gesandten von Hoberbeck in Warschau vom 5. Januar 1661 heißt es:

„Der polnische König sagte, daß ihm alles, was Zeit währenden Krieges vorgegangen, nicht so wehe gethan, als dieses. Die Senatores exaggeriren, wenn schon so etwas geschehe, wehrend noch umb Elbing sollicitiret würde, was hätte man zu erwarten, wenn es Ew. Kurf. Durchl. würde in Händen und Ihre Preussischen Lande recht versichert haben. Der Französische Gesandte beklaget sich zum höchsten, daß er und alle benachbarte Potentaten unschuldig in diese Sache mit eingeflochten und alle Commercio zum höchsten benachtheiligt würden. Der Pfalz-Neuburgische gießt Ohl zum Feuer, so gut er kann, und hat man die Tage her über die Mittel, dadurch man Ew. Kurf. Durchl. sehr wehe thun möchte, vielfältig deliberiret.“ —

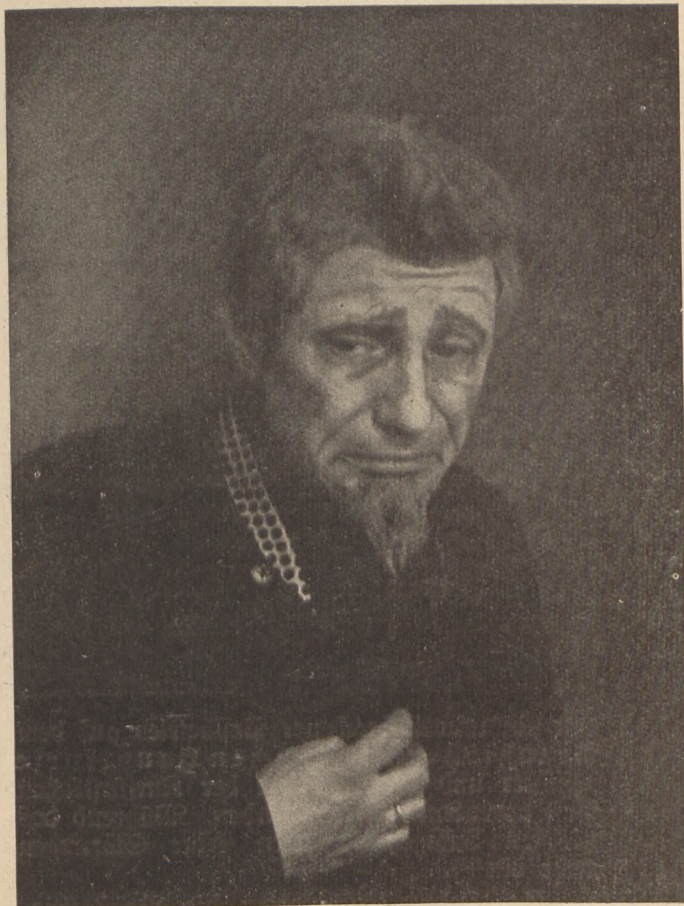
Die polnische Königin hatte zu ihrem Geheimsekretär de Noyers geäußert: „Wenn er am Posttage ohne Briefe zu ihr käme, wolle sie lieber eine giftige Natter sehen als ihn“. Die dem Kurfürsten feindliche Partei am Warschauer Hofe erklärte, Friedrich Wilhelm suche nur einen Vorwand zum Kriege, um Elbing und die Weichsel an sich zu reißen. Nur mit Mühe vermochten der brandenburgische Gesandte von Hoberbeck und der französische Gesandte, vorläufig wenigstens das Neueste zu verhüten.

Inzwischen überfiel der polnische Leutnant von Bielinski mit 60 Reitern den ehemaligen Brandenburger Postmeister Hans Hörnmann auf seiner Reise zum brandenburgischen Grenzpostamt Wuklow und führte ihn gefangen nach Warschau. Einige polnische Streifkorps näherten sich der preussischen und hinterpommerschen Grenze.

Aber der Kurfürst ließ sich nicht einschüchtern. Er übersandte der polnischen und der schwedischen Regierung eine klare und sachliche Darstellung und erklärte folgendes:

„Wenn der König und die Königin von Polen ihre eigenen Briefe durch besondere Kurriere befördern wollen, so werde er diesen Kurrieren den Durchgang durch Hinterpommern und seine andern Staaten gerne gestatten. Doch müßten diese Kurriere sich visittieren lassen, ob sie nicht auch andere Briefe bei sich führten. Fremde Posten werde er aber niemals in seinen Landen dulden. Ferner verlange er die strenge Bestrafung des Rgl. Polnischen Postmeisters de Gratta, des eigentlichen Urhebers dieser Streitigkeiten.“

Diese nachdrücklichen Vorstellungen des Großen Kurfürsten und die klaren Beweise



Hansjakob Gröbblinghoff
als Schneider Bibbel Aufn. Moellendorf & Bachmann

seiner Bevollmächtigten überzeugten den polnischen Hof, daß der Kurfürst im Rechte sei. Auch für de Grattas Habgier und Bosheit ergaben sich viele Beweise. Dazu kam noch, daß er der Fälschung, der Unterschlagung von Briefen und der Majestätsbeleidigung des Kurfürsten überführt wurde. Daher ward er vom Polenkönig seines Amtes entsetzt und aus Polen verwiesen. Die gefangenen Postlione und Postmeister wurden gegenseitig ausgewechselt, und noch in demselben Jahre (1661) kam ein Vergleich folgenden Inhalts zustande:

Fortan solle nicht mehr in das Postregal des Nachbarlandes eingegriffen werden. Die Posten sollten bis zu den beiderseitigen Landesgrenzen gebracht und die Postfelleisen demgemäß in Wuklow und Narmel ausgewechselt werden. Die Beförderung der Posten solle pünktlich nach bestimmten Fahrplänen erfolgen. Auch wurden die beiderseitigen Postgebühren genau festgesetzt.

Auch die Streitigkeiten hinsichtlich der Verletzung der brandenburgischen Postrechte in Hinterpommern wurden beigelegt. So



in „Die Heimkehr
des Matthias Bruck“
Auff.

Moellendorf & Bachmann

war ein ununterbrochener Postbetrieb auf dem Preußisch-Pommerschen Hauptkurse gesichert und das Ansehen der Kurfürstlichen Post bedeutend gestärkt worden. Während des nächsten Jahrzehnts traten keine Störungen mehr ein²²⁾.

Im Jahre 1675 lebten die Poststreitigkeiten zwischen Friedrich Wilhelm und den Hamburgern wieder auf. Bis dahin hatten die Hamburger Börsenalten als Vorsteher des hamburgischen Botenwesens ihre Boten immer noch zwischen Hamburg und dem in schwedischem Besitze befindlichen Stettin verkehren lassen. Als nun der Große Kurfürst während des Krieges gegen Schweden Schwedisch-Vorpommern militärisch besetzen ließ, untersagte er den Hamburger Boten den Zutritt zu dieser Provinz, um sie an der Durchschmuggelung schwedischer Briefe zu verhindern. Daher mußten die zwischen Hamburg und Danzig ausgewechselten Briefe wieder, wie im Jahre 1653, mit der brandenburgischen Post über Berlin gesandt werden. Aber wie damals lehnten die Hamburger Börsenalten es ab, das Postgeld für diese Sendungen ungeteilt an die kurfürstliche Kasse zu entrichten. Daraufhin verfügte der Kurfürst aus seinem Feldlager, daß diese Briefe bei dem brandenburgischen Postamt in Hamburg liegen bleiben sollten, bis das für sie fällige Postgeld gezahlt sei. Das geschah dann auch, worauf die von Hamburg nach Danzig gerichteten Briefe über Berlin abgingen²³⁾.

²²⁾ Stephan. N. a. D. S. 28—32.

²³⁾ Stephan. N. a. D. S. 21.

Inzwischen hatte auch das polnische Postamt in Danzig in diesen Streit eingegriffen, indem es die Briefbeutel von und nach Königsberg beschlagnahmte. Daraufhin ließ der Große Kurfürst eine brandenburgische Schiffspost anlegen, mit der die Briefe von Stolpmünde nach Pillau über die Ostsee befördert wurden, um den Weg durch das Danziger Gebiet und durch das damals zur Krone Polen gehörige Westpreußen zu vermeiden. Damals schmähten die polnischen und preussischen Postmeister einander in üblen Druckschriften, die weit verbreitet waren. Einige von ihnen befinden sich noch im Hamburger Staatsarchiv. Ferner übersteigerten sich die beiderseitigen Postämter mit Geldforderungen für die an den andern Teil auszuliefernden Briefe. So heißt es in einer damaligen Druckschrift:

„Ein armer Handwerksmann verdient in diesen schweren Zeiten während einer ganzen Woche nicht soviel, daß er das Postgeld für seinen für ihn angekommenen Brief bezahlen kann. Daher bleibt mindestens der vierte Teil aller Briefe auf der Post liegen.“ — Das Postgeld wurde meistens am Bestimmungsort gezahlt.

Zur Eroberung Stettins beglückwünschte der Hamburger Rat den Kurfürsten. Mit diesem Glückwunsche verband der Rat die Bitte um Erlaubnis, die Hamburger Briefe nach Danzig wieder über Stettin schicken zu dürfen. Der Kurfürst antwortete unterm 9. Januar 1678, jeder könne es damit nach eigenem Belieben halten. Seinen in Stettin tätigen Postbeamten habe er befohlen, die Posten über

Stettin, Anklam und Demmin nach Hamburg pünktlich und sicher abzufertigen, um den Handel möglichst zu fördern. Auch sonst sollten diese Postverbindungen so eingerichtet werden, daß die Kaufmannschaft „Vergnügen“ daran hätte. Da aber die nach Pommern verkehrenden Hamburger Stadtboten schon seit vielen Jahren unverantwortliche, im Westfälischen Friedensvertrag verbotene Dinge sich hätten zuschulden kommen lassen, so rathete er ihnen dringend, fortan Eingriffe in die brandenburgischen Postrechte zu vermeiden²⁴⁾.

So war der Postfrieden wiederhergestellt und die gegenseitigen Schikanen hörten auf, unter denen die Postverhältnisse Pommerns zu leiden gehabt hatten. Bis zum Tode des Großen Kurfürsten im Jahre 1688 fielen Poststreitigkeiten in der preußischen Provinz Hinterpommern nicht mehr vor.

Während des Krieges gegen Schweden von 1674—1679 war fast ganz Vorpommern nebst Stettin und Rügen vom Großen Kurfürsten erobert worden. Aber der Frieden von St. Germain vernichtete seine Hoffnungen, diese Eroberungen behalten zu dürfen, denn Frankreich trat hier auf Schwedens Seite. Dies war ein schwerer Schlag für die in brandenburgische Dienste eingetretenen vorpommerschen Postbeamten.

b) Unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. (1688—1740).

Hinsichtlich des Postwesens in Pommern wurde durch das Grenzabkommen zwischen Schweden und Kurbrandenburg im Jahre 1698 festgesetzt, daß kein Teil dem andern in der unbeschränkten Ausübung innerhalb der eigenen Landesgrenzen hinderlich sein wolle. Die Posten sollten an den Grenzen wechseln. Die Staats-Korrespondenz solle gegenseitig unentgeltlich befördert werden.

Die brandenburgische Reitpost nahm ihren Weg noch immer über Stargard, Körlin, Kößlin, Stolp und Wuzlow nach Danzig. Die fahrende Post war von Stargard über Greifenberg nach Kolberg verlegt worden in der Absicht, daß durch diese Verkehrsverbindung dem Handel und Wohlstande dieser Orte aufgeholfen werden sollte. Aber auf dieser Strecke kamen infolge der schlechten Straßen immer wieder erhebliche Verzögerungen vor. Die Reisenden klagten über den Umweg, und da die rasche Beförderung der Reisenden doch den Hauptzweck dieser Fahrpost bildete, so wurde sie wieder auf dem früheren Wege über Körlin befördert. Doch gestattete man den Städten Greifenberg und Kolberg, sich durch regelmäßige Privatfuhrverbindungen an den Hauptkurs anzuschließen, die

aber später in fahrende Posten umgewandelt wurden. Der König Friedrich I. ließ auch Postverbindungen nach Treptow, Nürnberg und Dramburg anlegen.

Am 7. Oktober 1713 rückten preußische Truppen in Stettin ein. Nach dem zwischen den verbündeten Mächten abgeschlossenen Berliner Vertrag sollte Preußen diese Festung und Vorpommern bis an die Peene solange besetzt halten und verwalten, bis ein allgemeiner Frieden dem Nordischen Kriege ein Ende bereiten und den endgültigen Besitzstand regeln werde.

Wegen des Postwesens ward in dem zwischen Preußen und Dänemark im Dezember 1715 vor Stralsund abgeschlossenen Vertrage folgendes bestimmt:

Die Könige von Dänemark und Preußen sollen das Postwesen in ihren Bezirken, die sie militärisch besetzt haben, so einrichten, wie es ein jeder am angemessensten hält. Die Rgl. Dänische Post soll die Briefe von Greifswald nach Anklam und die Rgl. Preussische soll sie von Anklam nach Greifswald bringen. Die für die Postbeförderung zwischen Greifswald und Stettin entstehenden Kosten sollen geteilt werden. Auch sollen die beiderseitigen Generalpostämter die Postangelegenheiten so regeln, wie es „die Commodität des Publici und beider Könige Interesse“ erheischt.

Im Jahre 1716 entschied der preussische König Friedrich Wilhelm I., daß der schwedische Postmeister in Stettin durch einen preussischen Postmeister ersetzt und daß auch in Anklam und in Demmin anstelle der schwedischen Postanstalten preussische Postämter eingerichtet werden sollten. Da Schweden diesen Teil Vorpommerns an Preußen damals noch nicht abgetreten hatte, so verpachtete das preussische General-Finanzdirektorium den Postbetrieb in diesem Provinztheile für eine Jahrespachtsumme von 200 Salern. Als der Pächter bald darauf erklärte, diesen Betrag nicht zahlen zu können, nahm die preussische Postverwaltung den vorpommerschen Postkurs selbst in Betrieb.

Nun gehörte aber der Kurs nach Vorpommern den Hamburg-Pommerschen Stadtboten, die dem Stadtpostamte in Hamburg unterstanden. Dieser vorpommersche Kurs bildete das letzte Ueberbleibsel jener großen Botenstrecke, die früher von den Städten Hamburg und Danzig längs des Ostseeostrandes unterhalten und die dann vom Großen Kurfürsten zersprengt worden war. Wegen Zusammenlegung des Hamburg-Stettiner Kurses über Rostock mit dem neuen preussischen Kurse tätigte das Preussische Generalpostamt mit dem Stadtpostamt in Hamburg einen Vertrag. Hiernach sollten die preussischen Postämter in Stettin, Anklam

²⁴⁾ Hamburger Staatsarchiv. Cl. I. Lit. Nd. Nr. 7. S. 42—45.

und Demmin alle Briefe nach Hamburg, Holstein und Dänemark nicht mehr über Prenzlau und Perleberg, sondern über Rostock leiten. Der Hamburger Stadtpostmeister unterhielt die Postteilstrecke Hamburg-Rostock auf seine Rechnung. Wegen Beförderung der Postsendungen zwischen Rostock und Demmin einigte man sich mit dem Mecklenburger Postamt in Rostock. Zwischen Demmin und Stettin besorgte die preussische Postverwaltung die Beförderung. Die Postgebührenanteile wurden entsprechend der Wegelänge geregelt²⁵⁾. Infolge dieses Vertrags besaß nun Preußen von diesem uralten hanfischen Boten- und Postkurse, an dem es früher überhaupt keinen Anteil gehabt hatte, zwei Drittel, nämlich von Demmin bis einige Meilen vor Danzig.

Durch den Stockholmer Frieden vom 21. Januar 1720 erhielt Preußen Stettin und Vorpommern bis zur Peene. Mit der Erwerbung dieser Provinz ward der unterm 22. Mai 1716 abgeschlossene Vertrag wegen des zwischen Hamburg und Stettin gemeinsam zu unterhaltenden Postkurses umso fester gegründet. Dänemark beeinträchtigte diesen Vertrag schon im Jahre 1720, indem es während des Waffenstillstands mit Schweden die Stadt Stralsund besetzte und den Postkurs zwischen Stralsund und Rostock in Besitz nahm; aber es mußte seine Ansprüche bald aufgeben. Auch mit Schweden gab es noch einige Reibungen, weil dieses eine schwedische Poststation in Anklam behufs Abfertigung der schwedischen Posten beanspruchte. Bei dieser Poststation sollten die aus schwedischen Orten nach Deutschland kommenden Reisenden, Briefe und Pakete abgeliefert und in umgekehrter Richtung nach Schweden weiterbefördert werden. Preußen fand sich bereit, der schwedischen Post die Ein- und Ausfahrt sowie den Pferdewechsel in Anklam zu gestatten, verlangte aber, daß diese schwedischen Posten vom preussischen Postmeister in Anklam für schwedische Rechnung abgefertigt wurden. Schweden erklärte sich hiermit einverstanden.

Infolge Verlegung der preussisch-pommerschen Provinzialbehörden von Stargard nach Stettin ward neben der bisher zweimal in der Woche verkehrenden Reitpost nun auch eine ebenso oft verkehrende Fahrpost zwischen beiden Städten im Jahre 1722 angelegt, die an den Berlin-Danzig-Königsberger Fahrpostkurs angeschlossen ward. Mit dieser Fahrpost Stargard-Stettin machte die preussische Postverwaltung aber schlechte Geschäfte. Während nämlich Privatfuhrleute die Reisenden für 8 Groschen Fuhrlohn beförderten, mußten diese auf der preussischen Post 12 Groschen Personengeld

und 6 Groschen Postillionstrinkgeld bezahlen; daher bedienten sich nur wenige Reisende der Fahrpost. Daraufhin verfügte König Friedrich Wilhelm I.: „Es ist genug, wenn der Postillion 3 und der König 9 Groschen kriegt. F. W.“ — Infolge dieser Herabsetzung des Personengelds bekam die Fahrpost mehr Reisende, so daß sie im nächsten Jahre 110 Taler Ueberschuß abwarf.

Seit mehreren Jahrzehnten unterhielt Schweden zwischen Stralsund und Stadt Postnachten, um mit seinen vorpommerschen Besitzungen günstige Postverbindungen herzustellen. Dies veranlaßte den König Friedrich Wilhelm I. zu dem Plane, von Stettin aus preussische Postnachten nach schwedischen Häfen anzulegen. Durch seine Stettiner Regierung ließ er sich nach der Beschaffenheit der schwedischen Postnachten erkundigen, sie berichtete bald darauf:

„Auf einer solchen Nacht befindet sich eine Kajüte, worin wenigstens 6 Reisende teils sitzend teils liegend ihre Bequemlichkeit haben, und ein sogenannter Saal, worin 12 und mehr Reisende ebenso bequem untergebracht werden können. Der übrige Raum um den großen Mast dient zur Unterbringung von 4 bis 6 Pferden. Im Vorderteil befindet sich das Schiffsvolk. Bau und Ausrüstung einer solchen Nacht kosten 2000 Reichstaler; sie wirft aber einen Ueberschuß ab.

Auf einer Nacht befinden sich 1 Schiffer, 1 Steuermann, 2 Bootleute und 1 Junge. Der Schiffer bekommt monatlich 8 Taler, der Steuermann 6, jeder Bootsmann 4 und der Junge 2 Taler, dazu freie Kost.“ —

Friedrich Wilhelm I. vermochte indes seinen Plan nicht zu verwirklichen, weil die schwedische Regierung das Anlegen preussischer Postschiffe in schwedischen Häfen verbot. Selbst als der König erklärte, er wolle die Nachten nur für die Briefbeförderung einrichten und auf die Beförderung von Personen verzichten, lehnte man dies ab.²⁶⁾

c) Unter Friedrich dem Großen und seinen Nachfolgern.

Unterm 28. April 1764 beauftragte der Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin seinen Berliner Gesandten, dafür einzutreten, daß das Stadtpostamt in Hamburg als Mitbesitzerin der Hamburg-Stettiner Komunionpost diese nur bis Lübeck besorgen, der mecklenburgische Postmeister in Lübeck aber diese Post von Lübeck über Wismar und Rostock bis Demmin befördern und der Ertrag zur herzoglichen Postkasse fließen solle ohne fernere Beteiligung auswärtiger Behörden.

²⁵⁾ Akten des ehemaligen Preussischen Generalpostamts. Bd. XLIII, 481b.

²⁶⁾ Stephan. A. a. D. S. 95 u. 149—152.

Das preußische Generalpostamt ließ dies Ersuchen, das mehrere Male wiederholt wurde, unbeantwortet, sodaß die mecklenburgische Regierung es für angebracht hielt, die Sache nicht weiter zu erörtern²⁷⁾.

Am 20. Juni 1772 hatte Friedrich der Große den ersten Befehl zur Anlegung preußischer Posten in der eben erworbenen Provinz Westpreußen erteilt und darin als Hauptzwecke dieser neuen Postverbindungen bezeichnet

- a) die beste Verbindung mit Ostpreußen, Pommern und der Mark,
- b) die Belegung des Verkehrs in Westpreußen und
- c) die Isolierung des polnischen Postamts in Danzig.

Schon drei Monate später waren die diesen Zwecken dienenden Postverbindungen eingerichtet.

Der Hauptpostkurs von Berlin nach Königsberg ging über Küstrin, Landsberg, Driesen, Schneidemühl, Tafel, Bromberg, Kulm, Graudenz, Marienwerder, Dirschau, Marienburg, Elbing, Frauenburg, Braunsberg, Heiligenbeil und Königsberg.

Mit diesem Kurse vereinigte sich in Dirschau der große pommersche Postzug, der von Stolp über Lupow und Wuklow die Höhen entlang geleitet wurde, die Danzig umgaben. In dessen an Preußen gefallenem Vorstadt Stolzenberg, also in Kanonenschußweite von Danzigs Toren, ward das preußische Oberpostamt für die Provinz Westpreußen eingerichtet. Im letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen (1786) ward dieser Kurs von Stolp über Lauenburg, Unterholz, Neustadt und Ratz geleitet, ein Weg, der bis in die zweite Hälfte des nächsten Jahrhunderts beibehalten worden ist. Von Stolzenberg aus ging ein preußischer Postkurs über Graudenz und Kulmsee nach Thorn und Warschau. Von Marienwerder ab führte eine Postlinie über Riesenburg, Pr. Mark und Pr. Holland nach Königsberg. Sie stand mit einem zweiten pommerschen Kurse in Verbindung, der über Ronitz, Neustettin, Dramburg, Stargard nach Stettin ging. Auf diesen Kursen verkehrten neben den Reitposten allwöchentlich zweimal fahrende Posten²⁸⁾.

Im Jahre 1796 wurde eine preußische Reitpost von Stettin nach Perleberg und von hier in Verbindung mit der Berliner Reitpost wieder nach Hamburg angelegt, um die Briefe schneller zu befördern. Infolgedessen gelangten die Briefe an ihre Bestimmungsorte um 48 Stunden früher als auf dem alten Wege über Demmin und Rostock. Der Rat

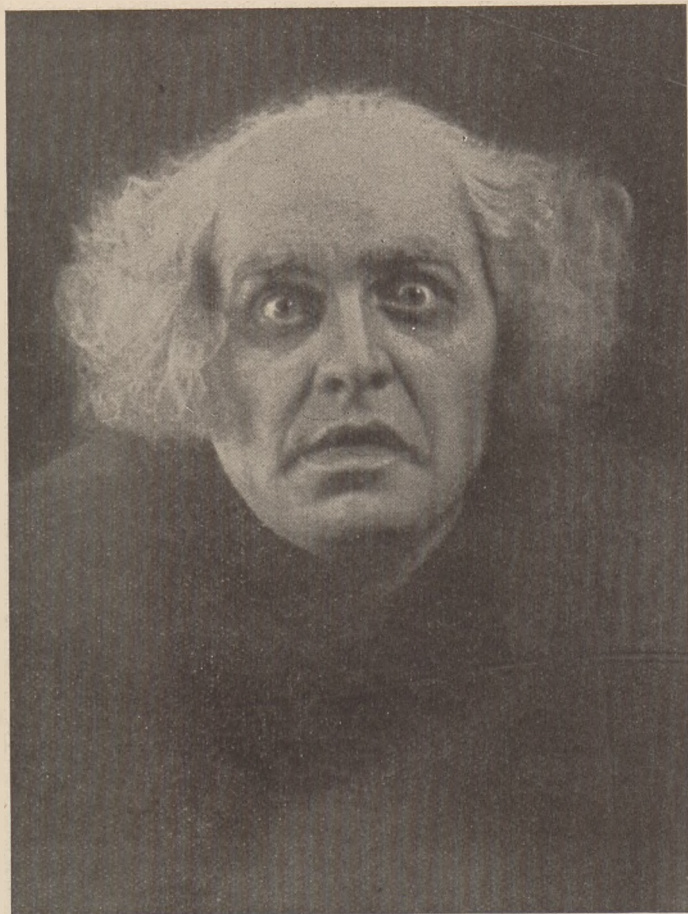


Heinz Klevenow
in „Die Heimkehr des Matthias Bruck“
Aufn.: Moellendorf & Bachmann

der Stadt Hamburg beschwerte sich über die aus dieser Verbindung entstehende Verkürzung ihres Postgebührenanteils für die Stettiner Briefe und verlangte Aufhebung der neuen Reitpost und Beförderung der Stettiner Briefe auf dem alten vertragmäßigen Kurse. Diesem Verlangen stellte das preußische Generalpostamt die durch die neue Reitpost entstehende beschleunigte Briefbeförderung zwischen zwei großen Handelsstädten gegenüber und überging schweigend die Verpflichtung Preußens, nach dem Vertrage von 1716 den Weg über Rostock zu benutzen. Doch gerade diese Forderung wiederholte der Hamburger Senat unterm 24. Februar 1797 und beantragte eine Entschädigung des Hamburger Stadtpostamts (Postmeisters oder eigentlich Wächters der Pommerschen Post) für den Verlust seines Postgebührenanteils. Durch Kabinetsorder vom 20. August wurden jährlich 1000 Reichstaler bewilligt, jedoch dann auf 800 Reichstaler in Hamburger Kurantwährung festgesetzt mit der Versicherung, daß mit der neuen Reitpost nur die Stettiner Briefe, die-

²⁷⁾ Akten des Geheimen Postarchivs in Berlin. Band XLIII, 481b.

²⁸⁾ Stephan. N. a. D. S. 216.



Wilhelm Schmid-Scherf als Rigoletto
Aufn. Moellendorf & Bachmann

jenigen aus Demmin, Anklam und ganz Vorpommern aber wie bisher mit der Kommunikationpost geschickt werden sollten. Der Hamburger Senat nahm das Anerbieten an und entsagte namens des Stadtpostamts in seiner Erklärung vom 29. September 1797 jedem Anspruch auf den vertragsmäßigen Gebührenanteil.

Im Jahre 1806 besetzten die Franzosen Hamburg. Der französische Oberpostkommissar Gonse verdrängte alle fremden Postanstalten aus der Stadt, darunter auch das preußische Oberpostamt. Obwohl nun auch die preußische Reitpostverbindung Hamburg — Stettin aufhören mußte, verlangte Gonse dennoch 800 Reichstaler Entschädigung für sie. Selbstverständlich ward diese völlig unberechtigte Forderung infolge des Gutachtens des Berliner Generalpostamts von der preußischen Regierung abgelehnt. Erst nach der Befreiung Hamburgs sowie nach Wiedererrichtung des preußischen Oberpostamts in der Stadt und der Reitpost Hamburg — Stettin ward jene Jahresentschädigung von 800 Talern wieder an das Hamburger Stadtpostamt gezahlt²⁹⁾.

²⁹⁾ Akten des Geheimen Postarchivs in Berlin. Bd. XLIII, 481b.

Der Zusammenbruch Preußens nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt im Jahre 1806 machte die Franzosen zu Herren Preußens. Preußen mußte sich damals und während der folgenden Jahre die schlimmsten Demütigungen gefallen lassen. In den von französischen Truppen auf längere Zeit besetzten preußischen größeren Städten und Festungen ward eine Briesspionage nach dem Pariser Vorbild eingerichtet. In Stettin zählte das sogenannte „Schwarze Bureau“ 8 Mitglieder aus der Pariser Schule. Hierüber heißt es in einem über See beförderten Briefe, den der preußische Postdirektor in Stettin an den Generalpostamts-Präsidenten von Segebarth in Memel richtete:

„Sie fallen wie die Heuschrecken über die Briefe her, schleppen selbige in eine besondere Stube, die ich ihnen habe einräumen müssen, reißen sie auf, und während die Dolmetscher die verdächtigen Stellen dem präsidierenden Colonel oder Capitaine übersetzen, werden die freigelassenen Briefe wieder zugeseigelt. In dieser Weise geht es immer schnell weg. Oft bleibt die Commission von 8 Uhr Morgens bis Abends spät beisammen und bittet sich dann zu meiner Tröstung und Aufmunterung regelmäßig bei mir zu Gaste.“ —

„Durch diese beispiellose Verletzung des Briefgeheimnisses“, so sagt Heinrich von Stephan, „wurde in allen Klassen des Volkes große Erbitterung hervorgerufen und der Haß gegen die Bedrücker noch heftiger entflammt. Die rücksichtslose Anwendung dieser gehässigen, demoralisierenden, jeder Staatsregierung unwürdigen Maßregel in und außerhalb Frankreichs hat für den Kaiser selbst die traurigsten Folgen gehabt, ihm die Gemüter vieler, die sein Genie bewunderten, entfremdet und zu seinem Sturze mitgewirkt³⁰⁾“.

Im Jahre 1815 taufchte Preußen nach Napoleons Sturze das in Dänemarks Besitz gekommene Schwedisch-Vorpommern gegen Lauenburg und eine Abfindung von 2 Millionen Talern ein. Um diese neue Provinz (Neu-Vorpommern) mit den südlichen und östlichen Gegenden sowie mit Hamburg zu verbinden und dem Handel ein schnelleres Verkehrsmittel zu bieten, ward drei Jahre später eine reitende Post von Stralsund und Barth über Demmin nach Strelitz — hier zur Vereinigung mit der durchgehenden Reitpost Stettin — Hamburg — errichtet, die am 1. Januar 1818 ihren Anfang nahm.

Auch in diesem Falle beschwerte sich der Hamburger Senat beim preußischen Generalpostamt, weil die neue Post dem Hamburger Stadtpostmeister den Gebührengenuß der Neu-Vorpommerschen Briefe entzöge, die nach dem

³⁰⁾ Stephan. N. a. D. S. 345.

Vertrage vom 22. Mai 1716 über Rostock gehen mußten. Da jedoch nur der Briefwechsel aus Anklam und Demmin, der nach jenem Vertrag mit der *Kommunionpost* befördert werden sollte, dem Hamburger Stadtpostamt entging, so bot das preußische Generalpostamt eine Jahresentschädigung von 468 Talern an, die vom Hamburger Senat für das Stadtpostamt auch angenommen ward. Dem Stadtpostamt blieb das Recht gewahrt, Briefe aus Hamburg und von weiterher nach Demmin, Anklam und Stettin mit der *Kommunionpost* über Rostock zu senden, weil man dem Hamburger Handelsstande diese zweite Gelegenheit zur Briefbeförderung belassen wollte. Reichlich 30 Jahre noch wahrte Hamburg seine Postrechte auf dieser Strecke. Erst der Anschluß des Hamburger Stadtpostwesens an den Deutsch-Oesterreichischen Postverein führte zur Aufhebung dieses letzten kleinen Restes des alten hanjisch-pommerschen Kurses; dafür ward die Hamburger Staatspost durch andere Zugeständnisse auf postalischem Gebiete entschädigt.³¹⁾

d) Die letzten Jahrzehnte der preußischen Post in Pommern und ihr Uebergang an die Reichspost.³²⁾

Die Staatsumwälzungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeitigten umfangreiche Veränderungen in der Verfassung der obersten preußischen Staatsbehörden und namentlich auch der Postverwaltung.

Das Generalpostamt in Berlin unterhielt damals einen unmittelbaren Geschäftsverkehr mit 2½ hundert preußischen Postämtern (einschl. 2 Hofpostämtern und 12 Oberpostämtern), denen 1404 Postexpeditionen untergeordnet waren. Hierdurch ward das Generalpostamt mit einer Masse von Verwaltungsangelegenheiten überschwemmt, die sich aus größerer Nähe ebenso sicher, jedenfalls aber schneller und einfacher erledigen ließen. Da eine Dezentralisation unumgänglich erschien, so wurde der ganze Postverwaltungs-Organismus von Grund aus umgeformt; und am 1. Januar 1849 begannen behufs Entlastung des Berliner Generalpostamts 26 preußische Oberpostdirektionen ihre Wirksamkeit. Für Pommern wurden im Jahre 1849 Oberpostdirektionen am Sitze der drei Regierungspräsidenten eingerichtet, nämlich in Rößlin, Stettin und Stralsund. Der Geschäftsumfang bei einzelnen Oberpostdirektionen, wie in Stralsund und Rößlin, war aber damals doch noch so gering, daß deren Leiter — die Oberpostdirektoren — noch nicht einmal einen einzigen Postrat zur Unterstützung hatten.

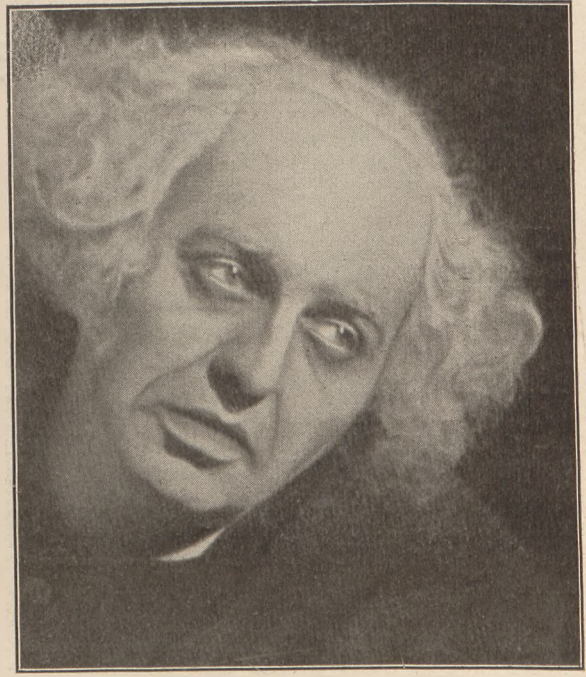
Im Jahre 1852 umfaßten die Oberpostdirektionsbezirke in

| | Quadratm. | Einw. | Postanst. | Beamte |
|--------------|-----------|---------|-----------|-------------------|
| a) Rößlin | 258 | 449 000 | 42 | 85 ³³⁾ |
| b) Stettin | 239 | 562 000 | 49 | 121 |
| c) Stralsund | 80 | 187 000 | 24 | 41 |

Schon damals wäre eine Verschmelzung des Stralsunder Bezirks mit dem Stettiner in Frage gekommen. Man sah aber zunächst davon ab, weil sein Postkurswesen recht umfangreich war, und weil in Stralsund eine der wenigen preußischen Postdampferlinien ihren Ausgang nahm, nämlich diejenige nach Ostad. Infolge der Gründung des Norddeutschen Bundes, der sich auch eine Bundespost schuf, hatten sich die Geschäfte der Oberpostdirektionen in Stralsund und Stettin durch den Wegfall der postalischen Grenzverhältnisse zu Mecklenburg wesentlich vereinfacht. Beide Bezirke konnten daher ohne Benachteiligung der dienstlichen Belange am 1. Juli 1868 miteinander vereinigt werden.

Im Jahre 1871 ging die Norddeutsche Bundespost in der Deutschen Reichspost auf. So war die ungeheuerliche und überaus schädliche Zersplitterung, die jahrhundertlang auf dem Gebiete des Postwesens geherrscht hatte, endlich beseitigt. Die Deutsche Reichspost zog ein einigendes Band um alle deutschen Stämme! —

³³⁾ Die Zahl der Beamten des unteren Dienstes ist hierin nicht enthalten.



Wilhelm Schmid-Scherf als Rigolitto („Povero Cor“)

³¹⁾ Akten des Geheimen Postarchivs in Berlin. Band XLIII, 481b.

³²⁾ Zum fünfzigjährigen Bestehen der Oberpostdirektionen. Berlin 1899. S. 11, 20, 21, 25, 40.

Arnold Kriegers Lebens- gang und Entwicklung

Von Hermann Ploeg

Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Schlesien und Baltikum! Bauernland, Grenzland, Kampf-, Kultur- und Dichterland. Grenze bedeutet Austausch und Anregung, aber auch Gegensatz, Selbstbewußtheit, Ablehnung, Gesetz der Auslese und der Aufzucht. Zwischen Danzig und Dorpat stauen sich die Kraftwellen, alle deutschen Stammesgeister strömen hier auf Ordens- und Siedlungspfaden, auf Protestanten- und Preußenwegen ineinander. Die Wirkung ist eine unerhörte Fülle von Charakterköpfen und Talenten. Wir nennen nur als Vertreter der Dichtkunst letzter Jahrzehnte: Arno Holz und Agnes Miegel, Albrecht Schäffer und Alfred Brust, Oskar Loerke und Ernst Hardt, Werner Bergengruen und Johannes von Guenther, Manfred Kyber und Henry Heijeler. Und hinter diesen Namen von Rang und Sitz erscheint heute neben Ernst Wiechert ein Arnold Krieger.

Mag sein Name auch richtig geschrieben nur Krüger lauten (wie die vielen Kaiser nur aus Käser abgeglitten sind), er liegt rassistisch aufs beste gebettet: deutsche Bauern vom Vater her, die Mutter deutsch-russisches Blut der Ukraine. Also deutscher Grund mit jenem Schutz verwandter Fremde, der die Unruhe bringt, den Auftrieb, das fruchtbare Spiel der Begabung zwischen Fliehkraft und Ziehkraft. Dirschau, die Stadt, wo Arnold Krieger (die von uns gebrachten Ausführungen sind einer Selbstdarstellung entnommen) „als einschneidende Tatsache“ zur Welt kam. Der Vater wird später als Rektor nach Thorn versetzt, so daß der Knabe an der Weichsel, im blutgetränkten Stoßgelände des Ritterordens, seine Kindheit und erste Jugend verlebt. Der Boden großer und lebendiger und für alle Zeit vorbildlicher deutscher Geschichte speist mit ihren unwägbar heimlichen und taghell offenbaren Einflüssen die junge Seele des werdenden Dichters. Den Ausbruch des Weltkrieges erlebt er als Sertaner, der Vater als Landwehrmann. Weltgeschichte wird persönliches Erlebnis. Die Russengefahr schlägt ihre Wellen über die näher am Unheil liegenden Höfe der Verwandten. In dem Jungen regt sich der Schriftsteller, der empfindliche Nerven- und Sinnenmensch schon früher. Der Sechsjährige wird auf den Schultern seines Vaters Genießer eines Plakonzertes und davon so hingerissen, daß er zuhause mit seinen unzulänglichen Mitteln versucht, diesen Eindruck schriftlich wiederzugeben. In den unteren Lateinklassen

schon entsteht ein „Andreas-Hofer-Drama“. Und der kaum die ersten Schritte zwischen den regelmäßig und unregelmäßig marschierenden Verben getan hat, ringt sich die Grundlagen einer neuen Weltsprache ab. Ungewöhnliche Frühreise tagt. Ungewöhnliche Sicherheit des Reisens schließt jedes Schwanken darüber aus, wohin der Weg führen soll: ein Dichter will werden. Das Schicksal meint es weiter gut mit ihm und schüttelt ihn und gibt ihm harte Kost. Der Krieg geht zu Ende. Die bisherige Heimat ist plötzlich Feindesland. Steine und Knüppel zwischen deutschen und polnischen Tungen tragen den veränderten Verhältnissen Rechnung. Erfahrung fügt sich an Erfahrung und setzt im Unterbewußtsein die Geisterschlacht fort. Zukünftige Werke werden vorweg genommen. 1920 fällt die bitterste Entscheidung. Der Gymnasiast folgt dem Vater nach Stettin. Neue Seelenlage. Die straffere Lernzucht des Marienstiftsgymnasiums und die Absperrung von der Natur in der Großstadt läßt die verlorene Heimat in doppelt warmem Lichte erstrahlen. Heimweh nagt und neidet, Heimweh flärt und steigert. Wo sind geblieben — die Freiheit! die selige Bubenstrolcherei! die charaktervollen Gesichter der mittelalterlichen Städte! die Bauernhöfe der Verwandten! Und immer wieder das Bild der Weichsel! In Schlaf und Wachen zieht an ihm vorüber „die nächtliche Melodramatik der treibenden Flößer mit ihren flackernden Pechlaternen und der galizischen Schwermut ihrer härenen Lieder“. Wieder sinkt Stoff in die Tiefe, auch Stoff, der einmal als lyrischer Kristall aufglänzen wird. Beschränkung preßt erhöhtes Freiheitsgefühl nach außen. Ein Aufsatz über Kleists Prinzen von Homburg demaskiert sich als Brandschrift gegen den Kurfürsten. Verbissener Fleiß holt früher Versäumtes nach. Die Prüfungshürde des Abituriums wird glatt genommen. Doch der Universitätsbesuch um einen Sommer verschoben. Dieser Sommer bei Verwandten in Ostpreußen, im Rausch genossene Durchlüftung Leibes und der Seele, steht am Anfang der Dinge, hat persönliches Gesicht, Gesicht der Zukunft: der erste Roman braust auf und hinab in die Feder und wird bei einem „aromatischen Mädels“ verlegt. Dann — Kopfsprung! Studium in Greifswald! Philologie!! Aber die regelmäßigen Gärten der Sprachvergleichenden Wissenschaft versinken immer aufs neue unter der Gewalt überstürzender „Gedichtfatarakte“, bis nach Jahren vergeblichen Ringens die Entscheidung fällt: nicht Lehrer — sondern Dichter heißt die Losung. Und nun beginnt jenes Leben der Hochspannung, das Arnold Krieger mit der Formel belegt: „Unter tausend Atmosphären!“ Zunächst noch bei Fortsetzung des Studiums. In Göttingen. Mit höchster Gewissenhaftigkeit Aufbietung aller Kräfte. Doch nicht für ein

Examen. Apoll verlangt den ganzen Menschen und auch eine ganze Wissenschaft. Gleichzeitig beginnt das Ringen des freien Schriftstellers, also eines Menschen, der (nach Hans Hoffmann) „seine Zukunft aufs große Los setzt“. Erfolg? Die Schulden wachsen. Ein Redakteur nimmt zwar gern, zahlt aber nicht nur nichts, sondern pumpt zum Ausgleich an. Zeitungs-austrägerei erweist sich als wenig lukrativ. Ernste Liebe drängt zur Ehe. Ein Freund wird wahn Sinnig. Krieger steht selber davor. Körperlichem Zusammenbruche folgt der seelische, ein Revolver blinkt und — Vater und Mutter stehen in der Tür. Erbgute Natur ringt sich durch. Ehe scheint letztes Heilmittel. Sie wird geschlossen. Ihr Anfang? Das Material des Schöpfungsaktes. Ihr Ende? Student und Frau und Kind „wohnen jahrelang Not“ bei den Eltern. Wörtlich schreibt der junge Stürmer und Dränger: „Mein Vater, mit dem ich befreundet bin, half mir bis zum Weißbluten.“ Jedenfalls nötigt der Einsatz, mit dem die Eltern ihrem Sohn auf seiner steilen Bahn an Abgründen und Lawinen entlang gefolgt sind, höchste Ehrfurcht ab. Der Sieg des Sohnes heute ist daher auch der ihre. Damals allerdings lag alles noch unter Nebelschleiern. Nur Glaube und Treue hielten Schritt und Weg offen und das Ziel fest. Und endlich, endlich, wenn auch vorerst noch langsam, langsam beginnt der Silberstreifen am Horizont zu steigen. Gedichte und Aufsätze finden Eingang bei der großen Presse. Krieger, gehezt von allen Dämonen, getragen von allen Genien, „arbeitet berferkerfakt“. Der „Honoraritäten-sammler“ ist Dichter, nur Dichter und sucht auf alle Fälle Niveau zu halten. „Tausend Atmosphären!“ Spannung zwischen Broterwerb und Ideal, zwischen ästhetischer Freiheit und sittlicher Gebundenheit. Tag- und Nachtdienst. Mottos Wort von dem Arbeiter, der, wenn die 24 Stunden des Tages nicht reichen, die Nacht zu Hilfe nimmt, noch lange hinaus die Lebensregel. Rücksichtslose Selbstausbeutung. Ein einziger Winter und zwei Romane! Verschlossene Tür gegen die Nächsten und wär es ein alter Freund, der weither mit der Bahn kommt. Der Blick ist immer nur auf das eine Ziel gerichtet, auf den großen Wurf, sei es Roman oder Drama, der allein imstande ist, den Menschen und den Dichter von unerhörter Belastung zu befreien und die ihm dargebrachten Opfer zu rechtfertigen. Zuerst scheint der Weg ins Freie über die Bühne zu führen. Stettin bringt „Die Opfernacht“ des Zwei- und zwanzigjährigen heraus. Achtungserfolg. Presse Berlin leidlich, Stettin minder. Also: Sprung auf, auf! und vorwärts, vorwärts! Allmählich festigt sich der Arbeitsplan. Die Abende bringen bei guter Radiomusik Träume, Einfälle, Geisterbesuch. Erholung und Ab-

lenkung bietet das Eindringen in die Formeln des physikalischen Weltbildes, das den freiwilligen Mönch in der Zelle für versagte Indienreisen durch Fahrten ins Kosmische entschädigt, dem Dichter die Haß poetischer Bilder wegschwemmt, das Hirn ermüdet und den Schlaf herbeiruft. Die entscheidende Casus des Jahrestages fällt in den Sommeraufenthalt bei den Verwandten im Osten. Makrobiotik nicht nach Hufeland, sondern nach Robinson. Dann ein neuer Kampfplatz: Berlin! Letztes fieberndes Rennen. Sechs Romanmanuskripte stauen sich im Schreibtisch. Und da — um die Wende der Jahre 1933 und 34 schlägt die Mitternacht nicht 13, sondern Erfüllung: die Frankfurter Zeitung bringt als Feuilleton-Roman den „Spielraum für Monika“, gleichzeitig erscheint „Mann ohne Volk“ als Buchveröffentlichung des Volksverbandes der Bücherfreunde Berlin, und sofort tritt in Ernst Rowohlt, Berlin, ein Unternehmer mit Witterung und Wagemut auf den Plan, der dem jungen Autor die Sorge um den Marktverkehr alles dessen abnimmt, was er geschrieben hat und noch schreiben wird. Innerhalb eines Jahres kommt neben den beiden ersten Romanen noch der dritte ebenfalls in diesem Verlage heraus. Es ist „Das Blut der Lysa Gora“. Er stellt den Durchbruch endgültig sicher. Der Erfolg ist da. Ein neuer Name hat sich mit neuen Stoffen, neuen Gestalten, neuer Auffassung und neuer Darstellung die Front erhoben. Die „Union nationaler Schriftsteller“ ernennt ihn zu ihrem Mitgliede. Der Haupt-



Arnold Krieger

schriftleiter Schwarz van Berk erklärt in einem „Offenen Brief“ im „Angriff“, daß er sich „dem Schaffen des Dichters von nun an verpflichtet fühlt“. Die Wirkung auf den deutschen Blätterwald rinnt gleichmäßig wie ein Erdbeben ab. Die Welle fließt über die deutschen Grenzen. Eine Uebersetzung von „Mann ohne Volk“ ins Holländische erscheint in Kürze. Mit England, Schweden, Polen und Tschechoslowakei steht der Verlag in Unterhandlung.

Pommern aber, die Jungmanns- und Kampfheimat des Dichters, darf sich glücklich schätzen, zu dem Sturmtrupp zu zählen, der, wie es in der Pommerschen Zeitung und im General-Anzeiger geschah, für den noch gänzlich Unbekannten eintrat.

Mann ohne Volk

Brief an Arnold Krieger von Schwarz van Berk

(Im „Angriff“ vom 5. November 1934.)

Sie wissen, was um diese Jahreszeit in einer Schriftleitung los ist. An die hundert und mehr Bücher prasseln jede Woche herein, begleitet von einem Streufeuere der Schriften, Kalender und Bildbücher. Mindestens zwanzig Verleger wollen noch vor Weihnachten dem Publikum mitteilen können, welche Ehrerbietung gerade wir ihren unerwarteten, kühnen, erstmaligen Vorstößen in die entweder nordische oder russische oder blutbodenschollenatmende Welt zollen, mit denen sie einen neuen Kundenkreis im Dritten Reich zu erschließen hoffen. Mit Tendenz ist nicht gespart worden. Knarsche Kommandoworte schallen durch nur mutige Zeitromane, die Buchseiten blähen sich wie die stolzen Segel eines Schulschiffes, unter dem eine straffe Jugend ihr trutziges Lied mit dem Brausen des Sturmes vermählt . . .

Die Geschwähigkeit der Buch-Macher liegt wie ein Gallert über dem Büchertisch. Da freuen wir uns der guten Bücher doppelt, mit denen wir kameradschaftlich in die „Woche des Buches“ hineingehen. Sie, Arnold Krieger, haben eines davon geschrieben, das uns gerade für diese Woche wichtig genug erscheint, weil Sie darin das Schicksal eines Mannes erzählen, der von den Büchern herkommt und sich zur Tat durchringt.

Sie berichten vom „Mann ohne Volk“. Es ist der junge, ehrgeizige Mensch, der im Ausland studierte und als Advokat sein Land auf der Haager Friedenskonferenz vertrat, der nun in seiner Heimat sitzt und auf irgendeine Situation wartet, in der sein Volk ihn, den unvergleichlichen, unersehbaren Kopf zu Hilfe rufen werde. Er ist von einem fiebrigen Ehrgeiz befallen, unstet, unsicher und voll jenes gefährlichen Ehrgeizes, aus dem mehr Geltungshunger als Dienstbereitschaft spricht. Der

Mann ohne Volk, das ist der Mann hinter den Büchern, der Sklave seines Intellekts.

Sie haben, Arnold Krieger, diesen Mann in Hendrik Botha entdeckt, dem Neffen von Ohm Krüger, und Sie haben ihn bei Ausbruch des Burenkrieges den Weg der Kriegsdienstverweigerung, der Drückebergerei aus intellektuellem Eigensinn gehen lassen. Dieser Hendrik Botha bleibt unter einem faulen Vorwand hinten in der Staatsverwaltung, er hofft im geheimen, daß seine düsteren Prophezeiungen eintreffen möchten und man ihn bald als Unterhändler zu den Engländern schicken müsse. Als seine Erwartungen enttäuscht werden, zieht er auf seine Farm hinaus, wo ihn der Krieg nun doch einholt und in die Front reißt.

Dies, Arnold Krieger, ist Ihr Thema, und daß Sie gerade dieses und kein anderes aus dem Geschehen des Burenkrieges herausgriffen — denn den Todesmut der Männer und Knaben unter Gewehr, die Qualen der Frauen und Kinder hinter den hohen Zäunen und in den Regenzelten der Konzentrationslager, hätte man auch an vielen anderen Schicksalen zu schildern vermocht — gerade dies, finde ich, zeichnet Sie aus. Denn Sie haben damit den Mut aufgebracht, gegen eine allgemeine Konjunktur aufzutreten, die aus dem Heldenstum eine feste Größe macht, die man bloß ins Treffen zu führen braucht, um damit den zweifelstfrei mutigen, voraussetzungslos kriegerischen Mann schriftstellerisch als eine Art Schönheitsideal für Männlichkeit vorzustellen. Sie haben dagegen zum Vorwurf genommen, was unter den sogenannten Intellektuellen wirklich zu finden ist, und Sie haben an einem Beispiel gezeigt, wie der Mensch mit seinem kleinen Schicksal doch nicht dem großen allgemeinen Schicksal entrinnen kann, das immer ein Volksschicksal ist. Ihr Hendrik Botha wird nicht nur ein Partisan, er wird ein Freischarführer voll Umsicht und Zähigkeit, er wird zum Attentäter noch in der Stunde, als seine Kameraden schon am Verhandlungstisch sitzen.

Das ist wirklich die Geschichte eines Mannes, der unter Opfern zu seinem Volk zurückkehrt, als es diesem Volk am schlechtesten geht. Er verliert alles dabei, Farm, Weib und Kinder und stirbt am Pfahl. Aber eine Schuld ist geföhnt von einem Ausmaß, das kein Opfer groß genug sein kann, sie zu föhnen. Denn es gibt keine größere Schuld als die des denkenden Geistes, der sich seinem Volk versagt.

Otto Voss an Arnold Krieger

Stettin, den 7. Mai 1934.

Sehr verehrter Herr Krieger,

Ihr Burenroman hat mich so tief erschüttert und zugleich um ein so großes dich-

terisches Erlebnis bereichert, daß ich Ihnen meinen Dank und meine Bewunderung übermitteln muß, einzig getrieben von dem Wunsch, Ihnen durch diese spontan lautwerdende „Stimme aus dem Leserkreis“ eine Freude zu bereiten. Kritisch, skeptisch, wie immer, wenn es sich um sehr gelobte Kunsterzeugnisse handelt, ging ich an die Lektüre, gewillt, die Näfte an dem Balg aufzuspüren und die Sägespäne bloßzulegen. Mit gewetztem Stift und gepukter Brille setzt der Analytiker sich in Position. Schon nach wenigen Seiten, mein Verehrter, legte ich den Stift beiseite. Und die Brille mußte noch oft gewischt werden im Laufe der herzumwendenden Historie.

Verzeihen Sie, wenn ich als alter Schulmeister das „Disponieren“ nicht lassen kann: Komposition, Umweltschilderung, Menschenprägung, Sprache, Gedankliches, Gesamtstimmung.

Ich bin Lyriker. Eine Novelle ist das Höchste, wozu die Sicht und der Atem reicht. So stehe ich eigentlich schon vor jedem Roman wie vor etwas Unbegreiflichem. Und nun solch ein gewaltiges Unternehmen — angelegt, unterbaut, durchgeführt, aus zahllosen Einzelingebungen gespeist, um Peripetieen und retardierende Momente gestuft, immer wieder am Dauerbrand der Werkbegeisterung entzündet, fortgerissen und vollendet bis zur unabwendbaren Schicksalserfüllung — und das Allgemeine versinnbart und ganz vermenschlicht am Besonderen, am Parallelablauf der Hendrik-Sannah-Tragödie — und beides, Allgemeines und Besonderes, verflochten in Gegensatz und Vereinigung, in Widerspruch, Wechsel und Gemeinsamkeit, folgerichtig, notwendig, unentrinnbar — Welch ein Wunderbau voll Kraft, Größe und Geschlossenheit!

Und dies ist fast noch rätselhafter: Ich höre, Sie seien knapp 30. Also können Sie nicht mehr Frontkämpfer sein! Herr, wie ist denn das menschenmöglich, daß Sie trotzdem diese unerhörte Kenntnis des Krieges haben? In grauenvollen Einzelheiten sowohl wie in Generalstabsangelegenheiten! Diese Schau, diese Einfühlung, dies nachtwanderliche Dabeigewesensein! Und Welch ungeheure Arbeitsleistung, durch Studium einzudringen in eine zeitlich, räumlich und völkisch ferne Welt! Bis zur unbeschränkten Beherrschung ihrer geschichtlichen, geographischen, kulturellen und völkerpsychologischen Gegebenheiten! Welch verzichtvolle Prüfungszeit für das schöpferische Genie, zu lesen, zu lernen, zu empfangen und anzueignen, wenn schon das andre Ich, das produktive, herfen will vor Ungeduld nach Gestaltung und Entladung! —

Die Charakteristik Hendriks und Sannahs ist meisterlich. Der Zerdenker und Zerdeuter, dem selbst in den Sturm der Leidenschaft noch das zweite Gesicht hineingrinnt — und die

wundervolle Eindeutigkeit, die naturnahe Ganzheit und Gefühlstreue des liebenden Weibes.

Die Sprache ist ein Labfal unkonventioneller Bilder- und Wortprägung. Ganz ungebraucht und neu und eigen, dinghaft sinnlich und im immanenten Rhythmus dem drängenden Gang der Geschehnisse angepaßt, in lyrischen Partien voll verfeelter Süße, und ebensofern der ciceronianischen Bandwurmpériode wie dem „steilenden“ Dadaistenkrampf.

Erstaunlich wiederum die denkerische Verarbeitung der großen Probleme. Tief und wesenhaft bedingt tun die ewigen Zwiespalte des Lebens sich auf: Krieg und Frieden, Individuum und Gesamtheit, Staat und Volk, Gewalt und Recht, Geist und Blut. Besonders erregend die Transparenz des Bühnenbildes, ich meine das Mitschwingen und Durchschimmern deutscher Gegenwart und jüngster Vergangenheit. Und der Verfasser 30 Jahre?!?!

Und das Martyrium, das versteinemde Leid, die tödliche Qual einer 500 Seiten füllenden Heimsuchung, daran schon der Zuschauer vergeht, wie vermag eine Seele die Kraft aufzubringen, das alles als ihr Geschöpf zu hegen, mit ihrem Blut zu speisen, ihm lebendige Gestalt zu geben, ohne die Geburt mit dem eigenen Fortbestand zu bezahlen! Oder anders: Was muß der Schöpfer selbst gelitten haben, daß er einer so ungeheuren „Abreaktion“ bedurfte, von der eigenen Schmerzenslast zu genesen!

Ich erfülle eine tiefempfundene Pflicht, Verehrtester, wenn ich Ihnen — vermutlich als einer von vielen — sage, Welch wahrhafter Dichter Sie sind. In beiden künstlerischen Potenzen: in der magischen Befessenheit sowohl wie in der Handwerkstreue. Und wenn auch einem Könnner wie Ihnen seelische Tiefstände nicht gänzlich erspart sein sollten, und wenn dieser Psalm Ihnen eine einzige Stunde solchen Zweifels erleichtern kann, dann wird, des bin ich frohgewiß, dieser Brief der einst bei der großen Abrechnung in die Wagschale meiner guten, verdienstlichen Taten zu legen sein. Ich grüße und beglückwünsche Sie aufrichtig und neidlos. Mißgunst zerfrißt mich nur, wenn ich Stümper erfolgreich sehe. Dem Verdienst zu opfern ist so beglückend wie der Wahrheit zu dienen, die ein Wissender uns schenkt. Am meisten dann, wenn sie verboten werden muß.

Wenn ich mit Monika fertig bin, hören Sie vielleicht wieder von mir.

Sie zu besuchen kann ich mich nicht entschließen. Gesundheitliche Hemmung macht mich leider ungesellig. Auch würde ich Ihnen nie sagen können, was ich Ihnen zu schreiben vermag.

Meine Liebe wächst im Quadrat räumlicher Entfernung. Ich denke, Sie erkennen aus Vorstehendem, daß der Name Krieger fortan zum Bestande meiner Geisteswelt gehört.

In diesem Sinne bin ich
mit deutschem Gruß
Ihr Ihnen treulich ergebener
Otto Voß.

Stettin, den 30. Mai 1934.

Lieber und verehrter Arnold Krieger,
sehr bewunderter Mensch und Dichter!

Es ist zum Tollwerden, was für ein Vorführer und Seelenfänger und Brandstifter Sie sind. Diesmal wollt ich, aber nun wirklich zünftig lesen. Wenn auch nicht mehr skeptisch-kritisch — das hat mir Ihr Hendrik Botha gründlich ausgetrieben — so wollte ich doch handwerksbrüderlich verständnisvoll das Monikabuch ausweiden, die Kunst eines Künstlers schlürfen, mit innerem haha und hm hm formale und technische Feinheiten auf die Zunge nehmen wie die Rosinen aus dem Weihnachtsstollen. Ja Kuchen! Wieder hat es mich gepackt und hingerissen, das rein Inhaltliche, der unerhörte Reichtum des Werkstoffes, die Handlung, das Leben! Dies aus dem Vollen geschöpfte Such is life, c'est la vie, questa e la vita!

Uferlose Erfahrung (eines angeblichen „Anachoreten“!), helllichtige Herzenskenntnis, Vertrautheit mit allen Allzumenschlichkeiten legen den Grund. Alle Klangstufen schöpferischer Heiterkeit vom lächelnden Humor über das schmale Grien der Ironie bis zum Gelächter der Satire umflügeln das fortschreitende Werk. Und wie holde Begleitstimme tönt das Lieblichste hindurch, was ein musizierender Dichter auf seiner Klampfe hat: Güte!

Wohlan, die Parade hebt an. Monika trete vor. Sie haben es verstanden, mit ausgeglichener Licht- und Schattenverteilung — halt, stopp! Der Ausdruck führt irre. Sie verspritzen keine Moralinensäure. Sie enthalten sich der Wertung. Sie verschwinden hinter den Erscheinungen. Die Kunst „soll“ ja nicht. Weder dies noch das. Am allerwenigsten mit erhobenen Zeigefinger sich erziehlich gebärden! Deshalb verleibhaftigen Sie kein Idol, sondern spiegeln das liebe, leidige So-sein des herrlichen, heillosen Lebens. Freilich nicht im Flachspiegel eines platten Duplikats, sondern im Brennspiegel gesammelter Wesenheit. Und so haben Sie es vollbracht, das Phänomen Monika derart zu veranschaulichen, daß kein nach Maß und Zuschnitt gefertigtes Gebilde, sondern ein springlebendiger, blutvoller, ganz

und gar glaubhafter Mensch daraus wurde. Wie haben Sie das gemacht?

Die Behütete bricht aus, sie flieht aus der heimischen Bewahranstalt, sie will die Menschwerdung erleben. Plausibel, sehr plausibel! — Mutterschaft? Später vielleicht. Erst sich selbst vollenden. Es tut ihr not, bitter not. Sie ist ja ein Knäuel von Widerspruch, Aufruhr, Zwiespalt. Nun, Meister Dichter, zeig deine Kunst! Zeig, was die Sucherin — meinetwegen bewußtfeinsuntergründig — mit der erstrebten Erfüllung meint! Herrlich, schon auf der Hagener Bahnfahrt geht's los. S. 59: „So steht das große Kind neben dem kleinen usw. . .“ 114/15: „Um wieviel schöner müßt es sein, selber ein Kind zu haben. . .“ 142: Freund Griepentrog's Diagnose: „Wille und Wunsch ist immer noch zweierlei, und was sie nicht will, das wünscht sie vielleicht im Tiefsten“. 146: Mutter Jasmund: „Jung wollte sie bleiben, nur jung. Jetzt seht ihr, was daraus geworden ist.“ 182: die Wirkung von Victorias Kinderschulbericht. 221/22: die Vision der Universitätsklinik. 242: „Magst du eigentlich kleine Kinder?“ Und dann zum Schluß das große Finden und Zielerreichen! O du Versteckspieler und Fädchenleger, das hast du glänzend gemacht. Die Flucht vor der Berufung in die Berufung. Der Kreislauf von sich selber zu sich selber. Prachtvoll formuliert, geradezu epigrammatisch geprägt 142: „Diese scheinbare Annatur ist nur das protestierende Rehrbild einer hochpotenten Vollnatur.“ Also Monika steht auf beiden Füßen.

Nicht minder die anderen. Der liebenswerte Richard, die sympathischste Figur des Buches, vergeistigte Mannheit, zart und fest zugleich, Logiker des Denkens, scheiternd an der Unlogik des Herzens, ewiges Opfer der Ratio gegenüber dem Unberechenbaren.

Dann die karitativen Animmernädchen. Jede eine Ganzheit; hingestrichelt, hingemeißelt, hingehauen. Fabelhaft! — Die mondäne Nonne, mit allen Wässern gewaschen, frech, wissend, zielstrebend-eindeutig, serappealbewußtes Weibchen ohne Hemmung. — Die Toggenburgerin Franziska, die liebeskranke „Freundin“, das arme Hascherl! Wie gütig und dezent vom Dichter gezeichnet! Sehr rührend, sehr ergreifend, die Tragödie des vertrauhten Gros. — Die horizontale Emma, die schlafäugige Puppe. — Die gliederverrentende Edda, stets im Halbprofil gruppiert, in der Diagonale ihrer beiden Kummernisse. — Die treuäugige, edelschlank Victoria, wie klar und sauber, selbstlos und gütereich! Ein rechter Mensch trotz Gretchenzöpfen und Hinterkopfscheitel, Stilkleid und Sandalen. —

Und Schoch, die einzige nur schwarz gepinselte, ausschließlich auf Schuft angelegte Gestalt. Aber auch er noch fast bestaunenswert

in der folgerechten Beherrschung seines schweinehündischen Gewerbes. — Die Schoch'sche Ehe! Himmlischer Vater! Und alles ruft mit lautem Schall: Wat giwot dat all! Wat giwot dat all! — Mutter Schoch, die dreimal frühstückende Pythia — „Pythiesse“ wollte ich sagen — mit dem Hohlmassiv über der ausquellenden Wamme. —

John, schicksalhaft beschattet, mißhandelter, geschändeter Genius, nur einmal auftauchend aus umschleiertem Hintergrund; Zaungast des Glücks, ekstatisch berauscht von den Almosen imaginären Erlebens. — Ambrosius, Donjuan aus liebebünstlerischer Leidenschaft, Part pour Part-Jäger, Verführer um des Sieges, nicht des Genusses willen, Sportsmann der Erotik sozusagen, höchsten Einsatz nicht scheuend, wenn es gilt, ein großes Spiel zu gewinnen. —

Blutvolle Geschöpfe miteinander! Geschöpfe? Ausgeburteten dichterischer Potenz? Oder Abbilder geschauter Originale? Intelligible Menagerie oder abgefangene Beute eines in allen Zirkeln und Zonen der Wirklichkeit Bewanderten? Ich ahne es nicht. Werkstatt-geheimnis. Schöpfungsrätsel.

Doch endlich ein Wort über das sprachliche Gewand. Das Schrifttum der letzten zwanzig Jahre ist nicht arm an geschickten Technikern der Wort- und Satzbehandlung; an Schaumschlägern und Seifenbläsern sowohl wie an solchen, die aus ursprünglicher Sprachbesinnung um neue Ausdrucks- und Wirkungsmöglichkeiten ringen. Aber immer ist Gefahr, daß man verstimmende Absicht merkt, daß Kunst in Künstelei entartet und Könnerschaft in Virtuosität, Routine, Manier. Doch Ihre Stilkunst ist sublimste Natürlichkeit, Widerspiel und Spiegelbild einer nie ermüdenden Kraft und Frische der Schau, eine immer wach und rege gehaltene optische Sprungbereitschaft, als gehe es darum, alle Dinge der Welt erstmalig zu entdecken, zu benennen und in Beziehung zu setzen. Morgenfrühe, Entstaubtheit, Unerstarrtheit ist in dieser Sprache, dazu eine Treffsicherheit und Wirklichkeitsnähe in der Bildwahl und Wortfindung, daß man nicht weiß, was inniger beglückt: der überwältigende Zufluß der Vergleiche, die spielerische, aller Arbeitsschwere befreite Gefügigkeit der Formung, die blitzlichthafte Kürze und dennoch assoziationschwangere Prägnanz d. h. Trächtigkeit des Ausdrucks, oder der herrlich-kämpferische Troß, Stolz und Aufruhr, dieser leidenschaftliche Wille, ausgefahrene Geleise um jeden Preis zu meiden und sich nicht gemein zu machen mit den literarischen Strümpfstrickern und Leinewebern, die ihr Garn brav vom gleichen Knäuel spinnen. Ach Gott, ach Gott, was ist das für eine verrutschte Bildreihe geworden! Beinahe wie der Zahn der Zeit, der schon manche Träne trocknete

und auch über diese Wunde Gras wachsen läßt! Aber Sie verstehen schon: ich meine die vibrierende Unruhe und prickelnde Bewegtheit Ihrer Rede, das wundervoll rebellische Bestreben, den bildungsaffinen, gewohnheitsfertigen Leser nicht immer bloß zu befriedigen, sondern auch zu frozzeln. Und ginge es auch nur darum, statt eines Fünkchens lieber ein Glitzchen Hoffnung aufglimmen oder den süßholzmahlenden Chef um die Gretchenkränze godeln zu lassen. Da belästigt ein hübsch undulierter Gebirgsssee die Wand — über die Scheidenden am ansehrenden Zuge streift der Zugwind des Schicksals — da kommt der Schlaf wie langsamer Sturz mit einem haltlosen Fahrstuhl in ein wattiges Schwarz — durch das Getüchel verzahnter Nebensäße und verbogener Einschaltungen ringt die Sprecherin sich vorwärts — der Blick stockt und gerinnt um eine Briefstelle — und das Herz, das bleierne Herz wird eine rosa Flocke.

Genug, genug. Dieser Briefbogen bleibt der letzte.

Das Ethos Ihres Burenbuches überflammt auch die Widersacher. Mir ist nicht bang um seinen Siegeszug. Monika wird's schwerer haben. Die Gerechten werden lästern und die Vernünftler zürnend fragen: „Was lernen wir daraus? Wo bleibt die Lehr- und Nutzenanwendung der lockeren Probelektion?“

Was werden Sie erwidern, Meister Arnold? Wie wollen Sie einen Leitsatz filtern aus einer Dichtung, in deren Mitte ein — nun ja, es läßt sich nicht verschweigen — ein ehebrechendes Weibchen steht?

Abschreckung? — Sühne? — Besserung? —

Nehmen Sie Rat an, lieber Freund! Geben Sie weiblichen Tadeln im voraus Recht! Sie vertragen es nicht, daß eine ihrer Schwestern so glimpflich davonkommt. Sie vertragen es ebensowenig, wenn der unversöhnte Gatte sie verstieße. — Männlichen Fragern aber antworten Sie mit dem Sang des Sürmers aus Emil von Schoenau-Carolaths „Fatthume“:

Ihr Schläfer! Wollt ihr meiden Schmerz und Spott,
so bindet eure Stuten an —
erst dann
befiehlt sie Gott. — —

Noch immer sahen wir uns nicht von Angesicht. Noch immer blieb solch feierlicher Augenblick männlicher Rührung ungenossen. Und dennoch grüße ich Sie

„wie Sie ihn kennen“

als Ihr getreuer

Otto Vog.

Das Blut der Lysa Gora

Wer nach dem heldischen Epos „Mann ohne Volk“ und der Gesellschaftssatire „Spielraum für Monika“ glaubte, in diesem Gegenfak die dichterischen Möglichkeiten des Verfassers abgeschritten zu haben, wird durch die neue Erscheinung eines andern belehrt: Lysa Gora ist weder eine Nachschrift des ersten noch des zweiten Buches. Sich gleichgeblieben ist nur der im Gespräch knappe und sachliche und im Bilde neuwertige Stil. Gleich auch der Reichtum an Ideen. Sonst aber wirkt die Darstellung hier mit der Kraft einer vollständigen Ueberraschung. Bei aller Schlagkraft im einzelnen doch ein allmähliches Aufrollen und Abrollen aller Vorgänge in die Tiefe und in die Breite, eine wahrhaft epische Gelassenheit der Vorbereitung und Entfaltung, ohne daß die Breite zur ermüdenden Länge, die Tiefe zu stillstehender Betrachtung würde. Die Schilderung des gemeinsamen Festes der Deutschen und Polen im „Adler“ ist das glücklichste Beispiel für diese Kunst, die ein Stück Leben im Rahmen des Ganzen mit immer neuen und kraftvollen Einzelzügen unerbittlich bis zur letzten Entladung spannt. Einzelne Tupper abgerechnet, kein Naturalismus. Nur das Gesek einer ästhetisch geschauten Wirklichkeit. Solche Wiedergabe des Lebens ist in diesem Roman notwendig, da es sich hier nicht um ein Spiel führender Kreise, überhaupt nicht in erster Linie um Vertreter der „Gesellschaft“ handelt; hier kommt vielmehr das Volk zu Wort, Gebildete und Ungebildete, die Mitte zwischen Dorf und Kleinstadt. Im Vordergrund das Handwerk. Arnold Krieger auch in diesem Werk ein Neuer. Den Gewordenen hat der werdende schon wieder überwunden. In einem Selbstbericht sagt er daher mit Recht: „In jedem Roman, in jeder Novelle, in jeder Studie waltet eine andere Atmosphäre. Das Leben ist unausschöpflich.“

„Das Blut der Lysa Gora“ beschwört die Zeit unmittelbar vor dem Weltkrieg. Spiel und Schauplatz: Provinz Posen nahe der russischen Grenze, deutsche Minderheit unter polnischer Bevölkerung. Der Titel bezieht sich auf das Waldgebirge Lysa Gora bei Kielce. Während aber die polnische Sage nur den Berg der polnischen Erhebung kennt, den Ableger des Ruffhäuser, wo das Geisterheer auf den Tag wartet, da es hervorbricht und die fremden Eroberer verjagt, greift Arnold Krieger den Grundgedanken selbständig auf, entkleidet ihn seiner Einseitigkeit und dreht das Gesicht der Sage in eine gänzlich andre Himmelsrichtung. Der Pole Jablonski erzählt von dem Kampf seines Großvaters bei dem letzten Aufstand gegen die Russen. Eine kleine Gruppe Freischärler wird bis zum letzten Mann in den

Schluchten der Lysa Gora aufgerieben. Ungeheure Uebermacht der Russen, Wunder der Tapferkeit auf polnischer Seite. Der Erzähler glaubt daher auch an den Sieg seiner Landsleute, wenn es zum Kampf gegen die Deutschen kommen sollte. Die deutsche Minderheit ist es nun, die am Schluß des Romans einen Ueberfall auf die Polen unternimmt. Als der Vorstoß auf der Höhe der Entscheidung steht, bricht der Weltkrieg aus und bringt die Gegner zur Besinnung: Polen und Deutsche haben im Osten gegen den gemeinsamen Feind, den Russen, eine gemeinsame Heimat zu verteidigen. Der Weltkrieg rollt. Und als Macdensen bei Kielce gegen die Russen vorgeht, trinkt das Waldgebirge Lysa Gora auch das Blut des Freundes und vorübergehenden Gegners von Jablonski, des deutschen Schmiedemeisters Scholbe. Blut zweier Völker mischt sich auf dem Waldgebirge. Gleiches Opfer schafft gleiches Recht. Somit wird die Lysa Gora bei Arnold Krieger ein geistiges Mahnmal gemeinsamer Heimat, Wahrzeichen einer Bruderverstellung, die ihr verklärend aufklärendes Wort auch in die Aussprache unserer Gegenwart strahlt.

Der Roman zeigt nun den Weg bis zur Höhe dieses Gedankens. Polen und Deutsche beide im Grenzland, beide umspült vom Grenzerschicksal. Politischer Zwang und wirtschaftliche Notwendigkeit verdecken die geheime Kampfstellung. Ein Teil der Deutschen leider weniger national bewußt, mehr — auch um des Broterwerbs willen — zur Versöhnung geneigt. Andere wieder um so lauter auftrumpfend. Nur wenige von ausgeglichener Haltung. Das Ganze kein gut gestimmtes Orchester. Wie politisch so kirchlich. Seltsame Mischung: Stärke und Schwäche, Duldsamkeit und übereilte Angriffslust. Keine kraftvolle Regierung, keine zielstrebige Ansiedlungstätigkeit. Fehlende oder schwache Führung. Demgegenüber das Polentum ein geschlossener Block, Adel und Geistlichkeit Hand in Hand. Der letzte gemeine Mann hinter einem klar, stolz und still sich entfaltenden Vorgehen. Diese Gegenätze hat der Dichter in prachtvoll gerundete Persönlichkeiten gemeißelt. Der fränkeltende protestantische Geistliche, der jede Entscheidung zu umgehen sucht, und der schlagfertig und spitzfindig jeder Lage gewachsene katholische Pfarrer — dann die beiden wie heiß und lau auseinanderfallenden evangelischen Lehrer — der gutmütig polternde, aber durch unterirdische Gewalten bedrohte Scholbe, ein deutscher Soldat und Schmied, wie er nicht bloß in diesem Buch steht, und seit vermeintlicher Gegenspieler um die Geliebte, der anständige und liebenswürdig geglättete Pole Jablonski — die beiden Gastwirte am Ort, der Jude Veigel, bei dem der deutsche Vereiner tagt, und Krüger, der sich seiner polnischen

Rundschaft zuliebe in einen Kryger umgetauft hat — Hedwig, Scholbes Frau, die selbstsicher und tapfer ihren Weg mit festem sittlichem Takte geht, und Marinna, ein gefallenes polnisches Mädchen, das in einem Gemisch frommer und sinnlicher Triebkraft pflanzhaft unbekümmert blüht. Dazu die Randfiguren: hier die Tragödie einer Mischehe mit dem Durcheinander katholischer und protestantischer Kinder, dort das Nebenpiel eines gleichgültigen deutschen Arztes, eines opferfreudigen polnischen Rittergutsbesitzers und einer städtischen deutschen Familie ohne Urgefühl. Dieser Reichtum von Gestalten ist mit ästhetischer Gerechtigkeit aus beiden Lagern aneinandergereiht. Des Dichters Deutschtum steht nie in Frage; doch seine künstlerische Einsicht sieht Dinge und Personen stets mit beidseitig abwägender und unerbittlicher Schärfe. Polen und Deutsche sind Gegner, aber menschlich mit gleicher Würde von ihrem Schöpfer ausgestattet. Wirklichkeit und Wahrheit bleiben Geschwister.

Dann und wann spürt dieser breite Kulturhintergrund auf einen Gleichlauf der Hauptwege ab. Der Heimat- und Grenzlandroman wird zum leidenschaftlichsten Eifersuchtsdrama. Meister Scholbe, der Hüne, leidet unter den Folgen eines Sturzes aus seiner Soldatenzeit, Wahnvorstellungen peinigen ihn, Ähnlichkeit zwischen seinem Jungen und dem „Onkel“ Jablonski narrt ihn, und er verfällt schließlich angezornter Stimmung dem Naturreiz der Marinna. Auf Tod und Leben stehen die Männer einander bei dem Anschlag der Deutschen auf das polnische Gut gegenüber, — da ist es auch hier der ausbrechende Weltkrieg, der Einkehr und Umkehr bringt. Scholbe eilt an die Front und fällt auf der Lysa Gora. Seine Frau bleibt Witwe. Jablonski heiratet in der Ferne.

Alle diese Schicksale, Geschehnisse, Gegensätze und Personen werden aber nicht nur durch die Gleichschaltung zur Heimat höher eingestuft; der Roman lebt und atmet in einem ganz besonderen Sinne von der Arbeit. Man könnte ihn ein Hohelied auf die werkende und wirkende Hand nennen, wenn der Name nicht zu lyrisch säuselte und daher der Strenge und Sachlichkeit dieser Erzählung widerspräche. Krieger sagt einmal von sich selber: „Alles Schauen ist für mich zugleich ein Lernen. Ich lerne weit umher. Das Leben liefert unzählige Anlässe. In allen meinen Dichtungen nimmt

das Wesentlichste der Gestalten den Hauptraum ein, und das ist meist ihre nackte Arbeit.“ Nackte Arbeit, Arbeit an sich. Immerhin — im modernen Sinne genommen — als Teil eines Kunstwerkes noch anderes und mehr. Nicht bloßer Gegenstand der Darstellung wie etwa in „Soll und Haben“, wo Gustav Freytag das deutsche Volk bei der Arbeit auffuchte. Näher bringt uns schon Höffners „O du Heimatflur!“ und Mechows „Ländliches Jahr“. Doch immer noch sind Natur, Handlung und Arbeit getrennte Dinge. Hier ist mehr. Ist Einheit der Teile. Arbeit als Mittel der Selbstdarstellung, der tiefsten seelischen Offenbarung, Arbeit als vornehmste Trägerin jedes Geschehens. Also beherrschender Stil in höchstem Sinne.

Arbeitend wird gedacht, gesprochen, geliebt, gehaßt, gekämpft. Rhythmus der Hand und Takt der Seele rinnen in eins. Am eingehendsten von Krieger durchgeführt, wenn Meister Scholbe die Schmiede betritt. Welche Beherrschung des Sachlichen und Werklichen bis ins Letzte hinein! Könnte das überhaupt jemand schreiben, der nicht seinen Schmiedemeister vor einer Fachschaft hingelegt hat! Und wie bei Scholbe ist's bei der Marinna. Ob sie die Kirche reinigt, oder ob sie Beeren und Kräuter im Walde sucht, — der Mensch wird durch einfachstes Tun eine persönliche Schicksalswelle, aber auch eine Kulturwelle, die mit jedem Handschlag hundertfache Beziehung zu den Dingen um sie her schafft, zu den Fäden der Erzählung, zu dem Wissen ihrer Vordern. Arbeit ist der Raum, darin Mensch und Ding erst Wesen und wesentlich werden. Der Roman beginnt und schließt mit der wörtlich gleichen Arbeitsszene. So ist das Buch von der Lysa Gora vor allem ein Ehrenmal des Handwerks. Nicht bloß für den Schmied und seine Verwandten. Handwerker überhaupt sollten es als Sonntagsbuch wählen und dadurch wieder zu Lesern werden, die über den Alltag hinaus wachsen — hinein in das nationale Evangelium der werkenden Hand.

Der Deutsche schlechthin könnte in dem Buche die Siegesicherheit des ewigen Deutschen gewinnen. Jede Scholle, die Blut trank, ist ja Lysa Gora, ist Heimat und Zukunftsraum, Rhythmus und Brudermal. Das Buch entstand in vergangenen Tagen. Die politische Konstellation des Ostens aber steht gegenwärtig in seinem Zeichen.

H. P.

Drei Gedichte von Arnold Krieger

Diese drei tiefwühlenden Bekenntnisse — der Zweizeiler als das Sollen und Haben zweier aufsteigenden Schicksale, der Dreizeiler mit einer die Harmonie sprengenden reimlosen Mittelzeile als Glück und Tragik des Schaffenden, der liedartige, mild verzichtende Vierzeiler, alle drei ein Nichts an billiger Schönheit und ein Alles an Knappheit und Charakteristik — erscheinen hier zum erstenmal im Druck, eine Lebensbeichte, der am Schlusse dieser vielfältigen Betrachtung die Stätte bereitet sein dürfte, wo ihre Sprache selbstverständlicher Ausklang wird: Welterlösung als Welt Darstellung — bis an den Tod.

An meinen Vater

Ich liebe dich. Und bist nicht meiner Art.
Du bist nicht gröber, aber anders zart.

Du atmest flach im dunkeltiefen Raum,
und meine jachen Himmel siehst du kaum.

Ob ich auch oft den freien Weg dir wies,
du bleibst der Weisere, noch im Verlies.

Verlassen hab ich lang den milden Ruf
des Vaters — und des, der den Vater schuf.

Die Pflicht umquält dein Haupt; du bist gekrönt,
du Schmerzlischer, und mit dem Sohn versöhnt,

der in dem Rausch erfüllter Wogen treibt,
den Bogen der Unendlichkeit beschreibt.

Gier jagt von Werk zu Werk, fruchtbare Gier.
Er überzeugt die Welt, zeugt er von dir.

Abschied vom Königssee

Der Schönheit Schauer
in brandigen Jagden
mischet sich der Trauer.

Rot aufgetürmt,
marmorne Klippe,
kein Föhn sie stürmt.

Dort graut der Fels.
Es grünt das Wasser
im Schwang des Ritornells.

Dort steht mein Thron,
in felsener Scharte.

Die Niederung ruft mich schon.

Ich war ein Prasser.

Es bleibt das Königsweh.

Leb wohl, du Sommerschnee.

Gehörter Wahmann, Jägersteige
zur Sokenalp.

Ich geh zur Reige.

Geliebte Wildnis.

Ich kehre ins Flache heim.

bleib mir, zerklüftet Bildnis!

Tränen, beneht die Haut!

Soll ich in Leid erstarren,
daß es die Felsen graut?

Tief drunten die Kapelle
Bartholomä.

Da springt und stürzt die Quelle:
Königsweh!

Ausblick

Daß ich ihr ganz
zuteil einst werde,
gönnt mir den Glanz
des Himmels die Erde.

Läßt mich im Licht
heut noch frohlocken,
eh aufs Gesicht
stürzen die Brocken.

Erde und Tod,
unhold gegattet.
Abendrot
den Tag bestattet.

Blüht noch mein Blut,
einmal zerfällt es.
Was mein Haupt auch lud,
einmal zerfällt es.

Mein Lied ergraut,
weh, letzte Silbe.
Was küßt die Haut,
daß sie vergilbe?

Aufsteigt das Kinn,
es sinkt die Schläfe.
Lang zielt Er hin,
daß Er recht mich trafe.

Heimatschutzfragen

Von Martin Keepel

2. Von Ehrenmälern und Freiluftmuseen.

In einer großen Stadt unseres Heimatlandes, so berichtete kürzlich eine Tageszeitung, sei die Errichtung eines Ehrenmals aus Findlingen geplant. Jede Gemeinde solle einen Findling liefern, der dann den Namen der Gemeinde tragen werde usw.

Dazu ist nun mancherlei zu sagen:

Zunächst einmal wird jeder Heimatfreund wünschen, daß die in Pommern noch vorhandenen Findlinge, soweit es sich um ansehnliche Einzelsteine handelt, geschont werden; denn sie sind Denkmale erdgeschichtlichen Geschehens (Naturdenkmäler) und unterstehen staatlicher Fürsorge. Das gleiche gilt für Blockpackungen, für Blockansammlungen in Bachläufen u. a. m., für Naturgegebenheiten, die zum wertvollsten Inventar im Heimatbilde gehören.

Aber, wird man sagen, für eine so wichtige Sache, zur Ehrung unserer gefallenen Helden des Weltkrieges, dürfte doch kein Opfer zu groß sein . . .

Nun, entgegne ich, Findlinge, Blockpackungen sind bei besonders markanter Gestaltung in unserer Landschaft zwar etwas Einmaliges, Unersehliches (der abgeholzte Wald wächst wieder, der Block nicht), aber ich will das Opfer bringen, wenn das, was neu von Menschenhand entsteht, wieder etwas Einmaliges, ganz Großes, Ueberragendes wird.

Mit dieser Einmaligkeit aber hapert es schon von vornherein; denn der Gedanke, Findlinge als „Vertreter“ einzelner Gemeinden mit Inschrift versehen, zu einem Male zusammenzufügen, ist nicht neu und ist bereits wiederholt in die Tat umgesetzt worden. Wiederholungen aber haben nie etwas Großes an sich; denn sie zeugen von Gedankenarmut. Daran ändert auch nichts, wie man das so bereits vorweg gegebene, unbehauene und damit naturhaft rohe Material verwendet und welche Gestalt man dem Ganzen gibt. Diese Gestaltungen werden stets etwas Unkünstlerisches, Geringwertiges an sich haben; denn der schöpferisch gestaltende Künstler ist ja nicht mehr frei; er ist gebunden an einen unhandlichen Baustoff und an eine Idee und mancherlei Rücksichten, die sich wie eine Zwangsjacke für ihn auswirken und ihn nicht zur freien Entfaltung seiner Kräfte kommen lassen.

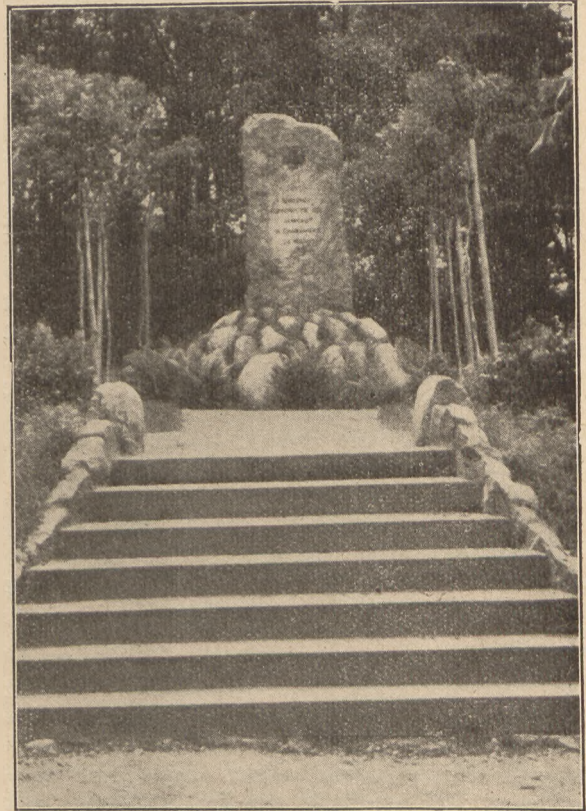
Aber man könnte die Steine ja zu Quadern behauen! wird man sagen. Nach meinem Gefühl verliert der Stein dann aber das Boden-

ständige. Er ist nur noch ein behauener Stein, könnte aus irgend einem Gebirgssteinbruch bezogen werden, und man brauchte unsere Blöcke nicht zu opfern.

Und man könnte ja die Steine in ein aus anderem oder doch behauenen Material von Künstlerhand gestaltetes Bauwerk einfügen! — Wie aber paßt das Naturkind in solche Gesellschaft? Wird das nicht eine Geschmacklosigkeit werden?

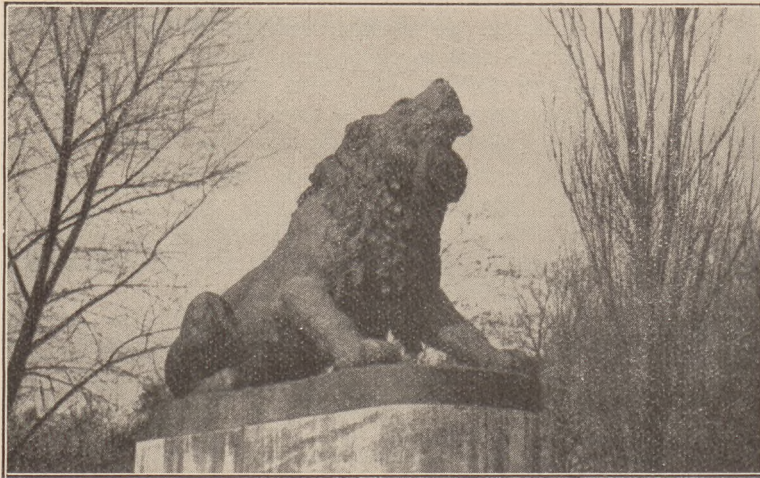
Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will: immer regt sich der Widerspruch; immer zeigen sich Unmöglichkeiten geschmacklicher, ja technischer Art. Und immer stellt sich der Gedanke ein: gibt es denn keine andern Möglichkeiten!

Um so mehr, als die ganze Idee doch nur die Ausgeburt einer gewissen Romantik ist, die man eigentlich dieser Zeit nicht zutrauen sollte. Schließlich sollte man sich auch sagen, daß es leicht vorkommen kann, daß eine Gemeinde, die auf ihrer Flur keinen geeigneten Stein findet, zu dem 1 m von ihrer Grenze entfernt gelegenen Block einer Nachbargemeinde greift! Mit heimlichem Einverständnis und ihn als Stein ihres Heimatbodens . . . Damit aber fällt die ganze Idee! Sie



Ein gut gewählter Platz und eine spielerische Anlage mit billiger Romantik, unwürdig des tiefen Erlebens und der namenlosen Blutopfer des Weltkrieges.

Aufn. Dr. Otto Wegner, Stettin



Aufn. Dr. Otto Wegner, Stettin

Das Gegenbeispiel: Zu ergreifender Wucht gesteigerte Darstellung des heldischen Sterbens! Tiefe Auffassung und künstlerische Lösung einer Aufgabe.

fällt mit einer einzigen Mogelei und wird zur Lächerlichkeit! Und dazu sollten wir unsere Naturdenkmäler hergeben?

Romantisch! Man traut sie immer nur dem Heimatschutz zu. Er aber ist es, der sie ablehnt. Er fordert: man lasse den Künstler frei schalten und gestalten! Nur dann kann etwas Rechtes werden. Man stelle die Kunst des Dritten Reiches vor eine große Aufgabe und beschwere sie nicht mit abgegriffenen Plänen aus vergangenen Tagen der Hilflosigkeit.

Über Kritik sei leicht, sei unfruchtbar, sei das bewußte Meckern... Bitte, meine Herrschaften! Hier wird nicht bloß kritisiert, hier wird auch ein Weg gewiesen, der Weg über die Kunst. Und mehr noch! Muß denn schon jede Gemeinde etwas zu dem Bauwerk liefern, dann ergeben sich doch, immer die freie Planung eines Künstlers vorausgesetzt, Möglichkeiten, die um vieles besser sind. Kann es nicht ein Ziegel größeren Formates sein mit dem eingebrenten Namen der Gemeinde, ein Namensfries, dessen Seile zu stiften wären, Produkte der Ziegelindustrie, der Keramik, die im einzelnen Gaben der Gemeinden sein könnten! Hätte nicht die Industrie den Vorteil davon? Würde nicht aufgebaut statt zerstört?

An minderwertigen, gedankenarmen Ehrenmälern stehen genug im Lande, und sie sind häufiger in Pommern als anderswo. Wir sollten uns hüten, ihre Zahl um eines noch zu vermehren!

* * *

Vor nicht allzulanger Zeit ward in Stettin die Frage des „Freiluftmuseums“ wieder einmal in der Öffentlichkeit erörtert. Einem Vortrag von sachkundiger Seite folgte eine Ablehnung, die der Sache an sich durchaus nicht gerecht wurde. Ja, man hatte das Empfinden, daß die Gegner offenbar nie ein Freiluftmuseum gesehen hatten, also etwas ablehnten, was sie nicht kannten oder — nicht verstanden.

Wie dem aber auch sei: der Plan eines Freiluftmuseums für Pommern wird wohl für nicht abzusehende Zeit auf dem Papier bleiben und könnte darum schon aus der Diskussion ausscheiden, wenn — es einen nicht wurmte, wie derartige Dinge manchmal totgeknüppelt werden.

Ich kenne zwei Freiluftmuseen persönlich, das im Anschluß an den Königsberger Zoologischen Garten und das Finnische Freiluftmuseum auf der Insel Jölsjön bei Helsingfors. In beiden ist das Ziel gesteckt, ländliche Siedlungsformen, Häuser, Höfe, in Ostpreußen gar Kirche und Friedhof mit Mälern und Umwehrung, mit ihrer Ausstattung in lebenswahrer Umgebung dann zu zeigen, wenn sie im Absterben begriffen sind, also vorauszu sehen ist, daß sie in ihrer alten, echten Gestalt einmal verschwinden.

Man hat die alten Höfe an neuer Stätte aufgebaut, man hat sie mit der alten Ausstattung versehen, den Hofraum mit seinem toten Inventar, und alles liegt so da, als sei es eben von Menschen verlassen. Ja, unwillkürlich traten wir leiser auf, als seien wir Eindringlinge in eine andern gehörige Welt, als müßten wir fürchten, zu stören! Freilich, wer dieses Gefühl nicht aufbringen kann, wer nicht den Nachklang einstigen Lebens an solcher Stätte zu spüren vermag, der ist für das Freiluftmuseum verloren, der stelle sich im Museum üblicher Art vor ein Modell oder einen Glaskasten! Womit ich beileibe nicht den Wert der üblichen Museen herabsetzen möchte! Aber gerade das in ihnen zu Tage tretende Bemühen, Dinge, die zusammengehören, auch zusammen zu zeigen, als Bauernstube, als Biedermeierzimmer usw., beweist doch am besten — daß vom Freiluftmuseum eine noch viel größere Wirkung ausgehen muß!

Eine Wirkung, auf Empfinden und Verstehen zielend, der man nahe kommen möchte, ohne den vollen Erfolg. Denn draußen vorm Fischerhaus am finnischen Schärenstrand singen leise die Wellen, und drüber rauscht der Kiefernwald. Im niedrigen Wohnraum ist es dämmrig, in den Wänden rührt sich der Holzwurm, dort, wo griffbereit in seinem Halter der Rienstapfen steckt. Körbe, Gefäße aus Birkenholz oder Birkenrinde stehen, wo sie eine fleißige Hand eben hingestellt haben könnte. Und selbst der Hauch, den alles atmet, der Geruch vom Feuer, das einst gebrannt hat, ist vorhanden...

Ob man wie in Königsberg ein Freiluftmuseum inmitten oder nahe einer Großstadt aufbauen soll, ist fraglich. Ein Allzuviel von Besuchern stört die Stille, die gewissermaßen mit zum Inventar gehört. Fölisön erreicht man vom Mittelpunkt Helsingfors erst in etwa $\frac{3}{4}$ Stunde mit Straßenbahn und an-

schließend zu Fuß, bezw. in $\frac{1}{2}$ Stunde mit dem Motorboot. Rings umher ist alles Natur, echte herbe finnische Landschaft. Und so muß es auch sein!

Die Frage eines Freiluftmuseums für Pommern steht nicht zur Diskussion. Auch weil die Mittel fehlen würden zur Ausführung. Man sollte sich darum mit Teillösungen begnügen, jedenfalls aber sie anstreben. Man erhalte an Ort und Stelle einige typische pommersche Häuser und Höfe, und zwar mit der alten Ausstattung. Hier ein Niedersachsenhaus, dort ein Laubenhäus, einen Bierkanthof, einen Schrottholzbau, — also im heimischen Dorfe, als Jugendherberge benutzt oder als Notbleibe, als Dorfmuseum, ein dörfliches Heiligtum, dem Städter nur zugänglich, wenn er den Weg nicht scheut... Und man wird des Dankes der Nachwelt sicher sein!

Der entwertete Bauer

von Friedrich Kohlhoff

Das Geschlecht der Masepohle war in der Landschaft rechts des Oderlaufes, bevor er von der Bucheide hoch und steil gerahmt wird, ziemlich häufig, fast in allen Dörfern vertreten.

Der tolle Markgraf aus Schwedt, Schwager des großen Königs, hatte schon auf den Schultern zweier Masepohls geritten und ihnen die Köpfe hart zusammengestoßen, wenn sie aus der gleichmäßigen Gangart kamen. Diese beiden Bauern waren in Gävelsdorf zuhause und hatten den Weg zum Amtsdorfe Liebow nicht nach Vorschrift des Markgrafen da gebessert, wo er ihren Acker begleitete.

Die Strafe, den dicken Mann eine Meile durch den grundlosen Weg zu tragen, war drastisch und nicht gering.

„Wenn Ihr Himmelskerls mich hier fallen laßt, so kommt Ihr an den Galgen!“ schnaubte Friedrich Wilhelm, als es steil zur Pulvermühle hinabging, wo die Thue über das Rad donnerte und wo ihr Lehmufer just hier den glitschigen Weg aufnahm.

Die Masepohle schwitzten. Die Augen quollen ihnen aus den harten Schädeln. Krampfhaft würgten ihre rotbraunen Tücher die weißen Gamaschen an den Unterschenkeln des hohen Herrn.

Zwei Leibjäger stelzten heimlich lächelnd hinterher. Der Fürst hatte einmal unter vier Augen die Prügel, die er einem Pommern einhieb, von ihm verdoppelt zurückgehalten. Seitdem ging er nicht mehr allein auf Strafausteilung.

Heute hatte er, nicht ganz so grimmig, weil die seltsamen Reitpferde sich geduldig, stark und unterwürfig zeigten, am nun kommenden Schlusse der Exekution in Liebow eine Gnabenerweisung vor.

Wenn nur dies verfluchte Lehmufer nicht wäre!

Der Markgraf hätte einen Fall in diese gelbe Schmiere, die jeden Töpfer zufriedenstellen konnte, mehr hüßen müssen als die beiden Bauern, die ihren Rittel schlecht und recht trugen.

Daher legten sich seine schweren Hände nicht eben sanft auf die Haarschöpfe der Männer. Die Leibjäger schnitten Gesichter. Ihre Stiefel versanken. Ihre Schritte verleimten sich mit dem Wege.

Die Masepohle trugen ihre Last vorsichtig wie eine Glasschale. Die Knie zitterten ihnen längst. In ihrem Leben würden sie nicht mehr einen Befehl des Gestrengen übersehen.

Dieser legte sich der Wegsteile wegen nach hinten über. „Paßt auf, Ihr Tröpfe!“

Die Dächer der Mühle lagen unter ihnen. Keuchend ging es ihnen näher.

Jetzt vielleicht noch 50 Schritt. Da preschte ein mächtiger, schwarzer Roter ohne zu bellen, aber um so gefährlicher hinter einem Holzstapel rechts am Wege hervor. Mit einem teuflischen Knurren sprang er zu den weißen Gamaschenbeinen empor, tückisch und schnell wie ein Pfeil von der Bogensehne.

Der an dieser Seite tragende Bauer wollte mehr sich selbst als den Markgrafen schützen und hob seinen Arm mit der Hand gegen das Tier.

Der Fürst tat dasselbe mit dem gefährdeten Bein, und schon lag er im Dreck, ehe die Jäger heran waren.

Zu seinem Glück fing der schuldige Masepohl den Hund tatsächlich am Halsband ab und hatte mit ihm schwer zu tun, während die andern sich um den hohen Herrn bemühten.

So wurde nur ein Donnerwetter daraus und eine bitter notwendige Säuberung in der Wohnung des Müllers. Für die letzte Wegstrecke bis Liebow verzichtete jetzt der Markgraf, auf menschlichen Schultern zu reiten. Er hatte sich auch arg genug das Kreuz verzogen und hätte nicht reiten können.

Die Masepohle stapften elend erschöpft nach Gävelsdorf heim. Unterwegs streckten sie sich noch eine Stunde ins Gras.

Im Ort empfing sie die reinste Schadenfreude. Als sich aber das Ende des Strafvollzuges herumsprach, wurden sie heldisch verklärt. Ein gewisses Ansehen verblieb ihnen und vererbte sich auf die Nachkommen, weil alles hier gründlich geschieht, was geschieht.

Es hat später keiner mehr auf Masepohl-Bauern geritten. Freier und selbstbewußter hoben ihre Urenkel ihre gewichtigen Schädel.

In der Gegenwart aber drohte dieser Gävelsdorfer Familie eine andere Gefahr: sie stand vor dem Aussterben. Drei Brüder saßen auf dem Hofe, alle drei unbeweibt.

Ferdinand, der älteste, an die sechzig, mit Bartfoteletts wie Wilhelm I., war die kochende und strickende Hausmutter. Otto, nicht viel jünger, aber klein und glattrasierten frischrotten Gesichts, besorgte die zwei niedrigen Stuben und das Viehfüttern in den Ställen. Frik, der gerade, stattliche Recke mit Adlernase und hellblauem Blick, ein Kerl von der Haltung eines Majors vor der Front, war der Bauer auf dem Felde, hinter den drei dicken Pferden, auf dem Rutschwagen, in den Gemeindeversammlungungen, der auch mit nicht unebenem Schwung unterzeichnete, wenn es den Hof rechtsgültig zu vertreten gab. Sein eisgrauer, gestutzter Schnurrbart machte das klare lange Gesicht nicht älter, eher jünger als die 50 Jahre, die ihm schon der Wind aus Wiesen und Feldern, aus dem nahen Walde und den kleinen Seen zwischen den Hügeln um die Ohren geweht hatte.

Den Krieg hatte er als Landstürmer im Osten mitgemacht. Unverwundet war er heimgekommen, gut anzusehen in seiner Uniform. Die Mädchen blickten auf ihn. Der neue Pastor hielt ihn für einen Gutsbesitzer der Gegend.

„Nee, Herr Pastor, Frik Mas'pohl bliemt Frik Mas'pohl. Über den ollen Markgrafen hätt' er von den Schultern geschmissen, daß ihm die Knochen gekracht hätten.“

„Wollen Sie keinen ordentlichen Hausstand gründen? Sie sind doch noch in den besten Jahren.“

„Wir haben den, den brauch ich nicht zu gründen. Kommen Sie man jeden Tag, alles ist in Ordnung bei uns.“

Der Pastor war ein Großstädter. Als Gefängnisgeistlicher hatte er der Republik 1918 tapfer den Eid verweigert, war mit Pensionskürzung zur Ruhe gesetzt worden und von der Landeskirche in Liebow als Pfarrverweser bestellt worden.

„Ich glaub' es Ihnen, aber wo bleibt mal der schöne Bauernhof?“

Frik Masepohl lachte. „Wollen Sie mich denn schon beerdigen, Herr Pastor?“

Die Inflation machte die Welt verrückt, am meisten die Bauern, und die durchweg sparsamen Gävelsdorfer vor allen Dingen.

Die Guthaben wurden zu nichts. 40 000 Mark waren den Masepohls so gut wie weggeworfen. Ferdinand schimpfte beim Kochen vor sich hin. Otto meckerte den ganzen Tag auf den verfluchten Staat, der das duldete. Frik verlor Haltung und Hunger.

Wie entgeistert stieg er umher. „Arm sünnt wie, arm as Kirchenmüß, dat is kein Läden mehr.“

Im Gehöft war vieles erneuerungsbedürftig. Um bares Geld zu sparen, war vieles unterblieben.

Jetzt war es aus Mangel nicht nachzuholen und verfiel weiter.

Nur die Steuern ließen sich leicht bezahlen, indem man sie stunden ließ, bis ein Pfund Butter die Zahl an Mark brachte, die beim Eintreffen des Steuerbescheides ein Kalb gebracht hätte.

Frik Masepohl grübelte. Er vernachlässigte seine Felder.

Der Nachbar Steffen warf ihm das vor.

„Ach, verloren ist doch alles von 40 Jahren Arbeit, wozu noch von vorne anfangen. Wenn wieder was da ist, werden wir nochmal ausgeräubert.“

„Kann sein. Darum bauen, bauen, Nachbar.“

„Wovon?“

„Auf Schulden, die Du bezahlst, wenn das Ei soviel bringt wie heute ein Pfund Butter.“

„Dat dau' nich! De Murers sünnt dann bedrogen.“

Der gewandte Steffen blickte zu ihm hoch, als wolle er sagen: zu dämlich.

Dem Steuer-Staat so zu dienen, erschien dem Bauern Frik Masepohl recht und richtig. Dem Bauunternehmer des Dorfes, einem fleißigen Manne mit großer Familie, wollte er so nicht kommen.

Aber da spitzte das Schicksal die Lage böse zu. Ein nächtlicher Frühlingssturm raste in

den alten Birnbäumen neben dem Stallgebäude.

Brüllend barsten die Lüfte. Die Brüder standen besorgt im Hausflur. Das breitgelagerte niedrige Haus hielt stand, wenn auch der Dachstuhl ächzte. Dunkelheit vergrub das Gehöft. Ferdinand brummelte etwas vom Weltende. Otto meckerte, hin und her trippelnd, die Hühner müßten ins Haus, ihr Stall stürze bestimmt ein.

Fritz stand breitbeinig mit den Fäusten in den Taschen.

„Den Deuwel auch, laßt doch stürzen was will. Ich wander aus nach Südamerika, wo man bloß von die Indianer beraubt wird, nicht von die Eigenen.“

Jetzt brach das Himmelsgewölbe auf den Hof nieder. Es quetschte ihn breit an die mitzitternde Erde. Etwas Helles segelte im Zickzack wie ein haltloser Fetzen Papiers durch die Finsternis an die Schwelle, hob sich mühsam wieder und streckte sich in den Hausflur zu den Füßen der Männer.

„Unser Storch!“ Ausgerechnet auf der Scheune der Junggesellen nistete ein Paar schon seit vielen Jahren, das einzige im Dorf. Fritz Masepohl ging wortlos in die Gerätekammer und kam mit zwei Stricken wieder.

„Helst mir die Leiter ans Dach legen.“

„Du bist verrückt. Hier bleibst Du, Jung!“ zeterete Ferdinand.

Otto schrie: „De Schön fällt üm. Stieg' nich ruppe.“

Fritz stieg sorgfältig über den Storch hinweg, und die Dunkelheit schluckte ihn.

Mit eisernen Händen legte er die Leiter, die seine Arme hin und her riß, an das Dach der Scheune. Er tastete sich die Sprossen hinauf. Oben trat er durch das vielfach löcherige und zerweichte Rohr auf die Sparren. Er fühlte das Dach schwanken. Ein Ast des nahen Birnbaumes splitterte nieder und zerriß ihm

die rechte Hand. Aber er kam auf den Firt und stellte mit Tasten fest, daß die Störchin breit im Neste lag, daß dies aber völlig schief hing und jeden Augenblick vom lose hin und her pendelnden Wagenrad rutschen konnte. Der Bauer rückte es hin und band es mit den Stricken mitten in Stockfinsternis und Geheul der Lüfte an den nächsten Sparren fest.

Dann kam der Abstieg, den er rückwärts machte. Ehe er die Leiter erreichte, steigerte sich das Geheul zu einem wahnwitzigen Pfeifen. Alle Register der Weltorgel waren gezogen. Die Leiter flog wie eine Feder zur Erde, das Dach krachte in hundert Hölzern, und der Birnbaum schlug es wie ein Riesenarm mitten durch.

Fritz Masepohl wurde zwischen Sparren und Nesten hindurch in den Scheunenraum hineingeschleudert.

Viel Stroh lag jetzt im Frühjahr nicht mehr da. Aber es prallte ihn doch wie einen Ball hoch und umarmte ihn dann schützend.

Die Folge dieser Nacht war die Notwendigkeit, die Scheune gründlich erneuern zu müssen. Der Zimmermeister der nächsten Kleinstadt verlangte als kluger Rechner eine Anzahlung in Höhe des halben Wertes seiner Arbeit und seines Holzes und dann weiter jeden dritten Tag Lohn und Material. Die Brüder hockten schweigend am weiß geschuerten Küchentisch. Woher die Anzahlung nehmen? Vom Viehstand war nichts übrig der Uecker wegen, die seinen Dung brauchten, und des Nachwuchses an Jungtieren wegen.

Fritz schlug dröhnend auf den Tisch und sprang auf. „Einer von uns muß heiraten, eine reiche Frau muß kommen.“

Die andern sahen ihn entgeistert an. Otto lachte höhnisch und hoch. „Ich nich, ich nich, dat segg ich juch.“

Ferdinand strich die weißen Bartflügel. „Recht heit he.“

Alte Weizackerhäuser in Lettnau



Aufnahme: Heinrich Schulz, Stettin

Natürlich mußte Fritz es sein.

Und nun erlebte der die zweite Inflation, diesmal die seiner selbst. Der gewandte Meiser sekte Himmel und Erde in Bewegung. Er kam als Viehhändler durch ein Dutzend Dörfer und hundert Höfe. Aber nichts fand sich. Jedes Mädels von Besitz und Ansehen lehnte ab. In diese Männerwirtschaft wollte keine hinein. Fritz war genügend als Ehefeind bekannt. Die zerstörte Scheune sprach zu deutlich für den Beweggrund der Heirat.

Auch bei den Wittwen gab es keine, die zusagte.

Der Bauer wartete jeden Mittwoch. Meiser kam dann regelmäßig, ließ die Peitsche knallen und schrie in die Höfe hinein, ob es was zu handeln gäbe.

Jedesmal zuckte er die Achseln. „Nee, Fritz, ich geb' es auf.“

Masepohl würgte Enttäuschung und Aerger hinab. Nein, nicht der Ehe wegen, aus der nichts wurde, sondern seiner zertrümmerten Scheune wegen und seines vor sich selbst sinkenden Wertes wegen, weil ihn keine Frau wollte. Unendlich verarmt, völlig entwertet kam er sich vor. Meiser deutete an, wenn er die beiden Brüder bewegen könnte, auszuziehen und vom festzusetzenden Altenteil sich ernähren zu lassen, würde sich eine aus der Buchheide finden. Aber da schnaubte Fritz ihn mit Funke Augen an. Die Brüder hätten ihn großgetragen. Ihnen gehöre der Hof ebenso wie ihm selbst. Sie würden zusammenbleiben, und wenn der ganze Kram verfiere. Die Felder und Wiesen und das Stück Wald und das Vieh blieben ja doch. Meiser kam nicht wieder.

Die Männerfamilie wurde schweigsamer denn je.

Der Spott der lieben Nachbarn wurde gewissenhaft zugetragen. Fritz wurde menschenscheu.

Er rechnete und rechnete ganze Blätter voll.

Hatte er eine Aussicht entdeckt, so machten die neuen Preise des nächsten Tages alles zunichte. Der stattliche Mann ließ sich gehen und zog nicht einmal sonntags blanken Stiefel an. Sein blauer Blick wurde unster und war voll Nichtverstehen der Welt.

Die Schweineseuche kam und nahm ihm die besten Tiere weg. Die Kälber starben an der Ruhr. Das Vieh blieb ihm also nicht, auch da hatte er sich verrechnet. Die Thue überschwemmte zweimal die Wiese. Der erste Heuschnitt verkaufte. Der Boden verließ ihn auch. Der Regen, der in die Scheune konnte, durchweichte mit der Zeit den Grund, auf dem sie stand. Eine Wand sackte ab. Fritz Masepohl stand vor dem traurigen Bilde und lachte.

Am nächsten Vormittag hieß es im Dorf, er wäre seit gestern verschwunden. Niemand hatte ihn gesehen. Aber mitten durch das hohe, vor der Reife stehende Korn war jemand zum Walde gegangen, das entdeckte man am zweiten Tage.

Nun wurde der Wald durchsucht. Es dauerte einen weiteren Tag, bis man den Bauern erschöpft und wie leblos in einer Wurzelgrube liegen fand. Als die Schar der Männer ihn rufend umstand, riß es ihn hoch, in der Faust einen Wurzelknorren. Wie irren rollten seine Augen im grauen Gesicht. Hände streckten sich nach ihm aus. „Fritz, Fritz!“ „Alle weg, alle weg hier, sag ich Euch!“ Sie spürten seinen jäh auflackernden Willen in alter Kraft. Schweigend wandten sie sich.

Als sie hinter den Bäumen verschwunden waren, entfiel ihm das Holz. Er stand lange mit krumm gezogenen Schultern an einen Stamm gelehnt. Er starrte zum Dorf hin. Es dunkelte. Seine Augen aber wurden nun gerade klarsichtig. Schritt da nicht die Reihe seiner Vorfahren den Feldweg hin? Gerade auf sein Gehöft zu? Sie gingen gebeugt. Sie hatten auch Lasten auf sich gehabt. Grund und Boden hatten sie durch mehr als ein Jahrhundert von der Herrschaft freikaufen müssen, wobei ihnen nicht mehr als Brot und Speck zum Sattessen geblieben war. Quackenwurzeln hatten sie zur Brotsicherung zermahlen, um über Hungersnotzeit nach Mißernten hinwegzukommen. Wie oft hatten sie Vieh und Korn, den ersten Wohlstand an plündernde Landesfeinde geben müssen, die sie zum Dank mißhandelten und ihnen das Dach über dem Kopf ansteckten. Jahrzehnte hindurch hatten sie bis zum Leibe in den Gräben, die sie durch den zähen Lehm stachen, gestanden, damit der Acker entwässert wurde und mit sicheren Ernten zu rechnen war.

Und da wollte er einer haufälligen Schanze und einer falsch eingeschätzten Wertmeinung wegen davonlaufen? Die Urahnen hatten mit der einen Faust den Pflug und mit der andern das Schwert geführt, als sie, rechte Bauernsoldaten, dies Land wieder deutsch machten. Und da suchte er nach fremder Hilfe? Nicht er war entwertet, sondern die Zeit war es. Aber Zeiten waren sich noch immer gleich geblieben, soweit sie auf Menschenwerk standen. Die Zeit umzugestalten, dazu hieß es zupacken, damit sie wieder Wert bekam. Einmal würde sein Besitz wieder geordnet und geachtet dastehen. Nur eins hieß es dazu: sich der Reihe der Ahnen anschließen.

Ihnen, die im tief gewordenen Abenddunkel aufgingen, zog es den Bauern nach weiten Auges, ernstesten Schrittes hin zum Heimathof.

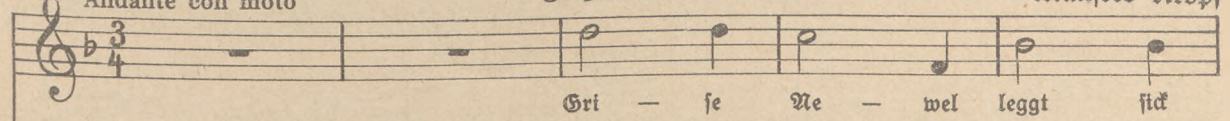
Abend in'n Haben

Fritz Dittmer

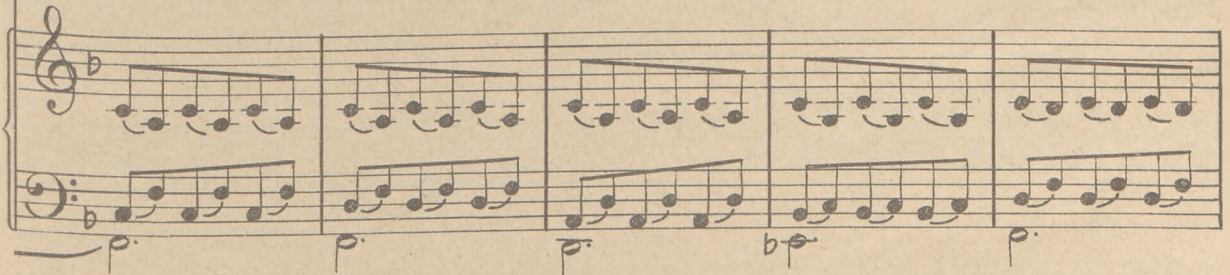
Manfred Kropf

Andante con moto

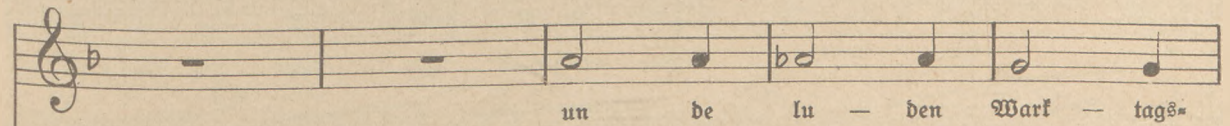
Gri - se Ne - wel leggt sich



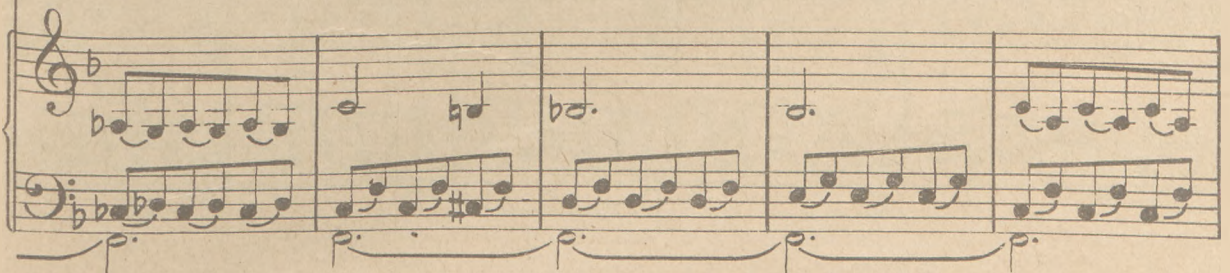
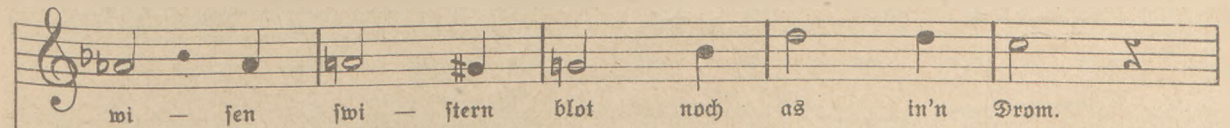
li - sen aß en Daut up Wisch un Strom,



un de lu - den Wart - tags-



wi - sen swi - stern blot noch aß in'n Drom.



Heim — lich heißt die Stadt ver-

pp *zart* *p*

sin — ten als in Schlei — er wun — ner

pp *3.ort.* *r.H.*

Ele — pernd ha — ben — lich — ter

poco ritenuto *a tempo*

blin — ten up die irft' un leß — te Johrt.

mf

Ringt ein Schipperleed von widen, fängt von

Leiw un tru - en Sinn, Stun - nen - Hoß - ten =

poco a poco

ritardando *morendo*

schläg' noch gli - ben brä - wer hen un

simile

a l f i n e

fla - pen in - - -

Arnold Koeppen

Zu seinem 60. Geburtstag am 18. April 1935.

Was du ins Leben auch sendest,
Klein oder groß:

Wenn du das Kleinste vollendest,
nichts ist bedeutungslos.

Karla König.

Arnold Koeppen, allen Lesern unserer Zeitschrift als treuer Mitarbeiter bestens bekannt, vollendet am 18. April seinen 60. Geburtstag. Dieser Tag nötigt zum Rückblick auf den Lebensweg eines Mannes, der seit Jahrzehnten seine besondere Vorliebe und Anhänglichkeit für Pommern bekundete und stets ernsthaft und ehelich bemüht war, für die kulturellen Bestrebungen unserer Heimatprovinz einzutreten. Und so benutzen wir denn gern die Gelegenheit, seiner an dieser Stelle zu gedenken und übermitteln ihm auch auf diesem Wege unsere aufrichtigsten Glückwünsche.

Obwohl Koeppen nicht in Pommern geboren ist (er erblickte in Brandenburg (Havel) das Licht der Welt), hat er fast ein Menschenalter (von 1903 bis 1930) in der Hauptstadt des Weizackers, in Pyritz, als Lehrer und später als Rektor gelebt und gewirkt. Er brachte also die Blütezeit seines Lebens in einem pommerschen Landstrich zu, in dem sich echtes pommersches Brauchtum bis zum heutigen Tage erhalten hat. Hier fand er denn auch ein Betätigungsfeld, wie er es sich gewünscht hatte: er wurde recht bald heimisch, vertiefte sich in die geschichtliche Vergangenheit unserer Heimatprovinz, veranstaltete Kunstausstellungen, förderte das Theaterwesen, legte eine in jeder Beziehung vorbildliche Volksbücherei an und betätigte sich als vielseitiger Heimatchriftsteller.

Schon als Jüngling bestieg Koeppen das Musenpferd, denn kaum 18 Jahre alt verfaßte er ein Schauspiel, das dann nach erfolgter Ueberarbeitung im Jahre 1898 unter dem Titel „Die Kraft des Glaubens“ (ein biblisches Drama in vier Akten) im Druck erschien und auch erfolgreich in seiner Vaterstadt Brandenburg a. d. H. sowie in Frankfurt a. O. aufgeführt wurde. Mit mehr oder weniger Erfolg betätigte er sich als dramatischer Schriftsteller („Der Königssohn“ [historisches Drama aus der Westgotenzeit], „Germania“ [Festspiel], „Preussische Mädchen“ [Festspiel]), um sich dann später der Erzählung zuzuwenden. Dazu gab die Schillerfeier im Jahre 1909 den Anlaß, es erschien die Festschrift „Unser Schiller“ mit der Novelle „Des Magisters Abenteuer in Weimar“. Im Jahre 1911 veröffentlichte er die spannende und herzbewegende Erzählung „Geführt“, die zunächst in zahlreichen Tageszeitungen zum Abdruck gelangte und 1912 in Buchform erschien. In schneller Reihenfolge erschienen dann eine Anzahl recht beachtlicher und lesenswerter Erzählungen, Romane und Einzelabhandlungen, die mit wenigen Ausnahmen pommersche Geschichte, pommersches Kunstleben und pommersches Volkstum zum Gegenstand haben und ein bereites Zeugnis ablegen für seine Liebe zu Pommern, zu Land und Leuten. Die kulturgeschichtlichen Dichtungen insbesondere verdienen weiteste Verbreitung und sollten in keiner pommerschen Bücherei fehlen. Es seien hier nur die bedeutendsten Werke genannt: „Das letzte Spiel“ (1913), „Die Wahrheit“ (1919), „Das goldene Herz“ (1921), „Wie Schließ — wie Adebarr!“ (1925) und „Nehmen sie uns den Leib . . .“ (1930).

Aber auch als feinsinniger Lyriker ist Koeppen hervorgetreten. So erschien im Jahre 1919 unter dem Titel „Leuchtende Stunden“ ein Gedichtbändchen, das ein dankbares Publikum fand und bald vergriffen war. Ein zweites Bändchen „Die goldenen Tage“ folgte wenige Monate später, und 1925 bildete die Gedichtsammlung „Blutrote Herzen“ den Beschluß.

Erwähnung verdienen auch seine literar-historischen Studien und kulturgeschichtlichen Beiträge, die teils in Buchform vorliegen, größtenteils aber in bekannten Zeitschriften und namhaften Tageszeitungen zum Abdruck gelangten.

Aber damit ist die Reihe Koeppenscher Werke noch nicht erschöpft; es erschienen ferner die dramatischen Dichtungen „Eleonore Brochaska“, ein vaterländisches Schauspiel (1913), „Das Heimatfest“, ein Weizacker-Volksstück (1924), „Die kleine Schbitz“, Lustspiel in vier Aufzügen (1926) und das Märchen-Singpiel „Dornröschen“ (1926).

Auch als ehemaliger Schriftleiter der Zeitschrift „Unser Pommernland“, als Herausgeber der „Pommerschen Heimatbücher“, der Jugendzeitschrift „Jung-Pommern“ hat sich Koeppen verdient gemacht*).

Wenn auch nicht alle Werke den Stempel des großen Wurfes tragen, nicht alle seine Pläne zur Ausführung gelangten, nicht alle seine Wünsche in Erfüllung gegangen sind, so haben wir doch in Arnold Koeppen eine Persönlichkeit vor uns, dem Pommern eine wertvolle Bereicherung seines Schrifttums verdankt, und den wir mit Stolz zu den Unsern zählen dürfen.

Aus gesundheitlichen Rücksichten trat Koeppen vor einigen Jahren in den Ruhestand; er lebt jetzt in stiller Zurückgezogenheit in der Reichshauptstadt. Untreu ist er uns aber nicht geworden. Ganz im Gegenteil! Nach wie vor verfolgt er mit lebhafter Anteilnahme das Schaffen und Wirken unserer pommerschen Dichter und Künstler, nach wie vor wirkt und schafft er mit seiner fleißigen Feder für unsere Heimatprovinz. Seine kunst- und theaterkritischen Skizzen und Aufsätze beweisen es. Möge uns seine Schaffenskraft noch recht lange erhalten bleiben!

August Zöllner.

* Von Arnold Koeppen erschienen folgende Werke im Verlage von Fischer & Schmidt, Stettin:

1. Das Heimatfest. Volksschauspiel in 4 Akten nach einem Entwurf von Hermann Jahufe. Mit Buchschmuck von Hans Müller. 1924. 1.— RM.
2. Wie Schließ — wie Adebarr! Roman aus Kolbergs Vergangenheit. 1925. Geb. 1,50 RM.
3. Horn und Degen. Zwei Erzählungen mit Buchschmuck von Hans Müller. 1925. Geb. 1,50 RM.
4. Blutrote Herzen. Ein Buch des Lebens und der Liebe (Gedichte). 1925. Geb. 2.— RM.
5. Das letzte Spiel. Eine kulturgeschichtliche Erzählung aus Pommerns Vergangenheit. 4. Tausend. 1926. Geb. 1,50 RM.
6. Nar und Greif. Eine Erzählung aus der Geschichte der Stadt Pyritz. 1927. Geb. 1,50 RM.
7. Geführt. Eine Erzählung. 1927. Geb. 1,50 RM.

Der Hexenberg bei Beesfeld]

Das Wahrzeichen des im Kreise Grimmen bei Demmin gelegenen Bauern- und Gutsdorfes Beesfeld ist der am Eingange zum Dorfe aufragende Hexenberg. In ihm spiegelt sich seines Dorfes tausend-jähriges Geschehen und Erleben.

„Nicks hett em dahn;
Heil ward noch stahn,
Wenn dusend von Jöhren vergahn“.

Selten wohl taucht ein Berg unserer vorpommerschen Heimat — der größere Rugard ausgenommen — so tief in Volkslage und Dorfgeschichte ein wie dieser Hexenberg.

Einst als slawischer Burgwall und Opferstätte heidnischen Götterglaubens festwandig aufgetragen, ward er die ersten geschichtlichen Zeiten hindurch Gerichts- und Galgenberg

wie seine Namensvettern, die Gerichtsberge bei Kummerow und Rottmannshagen, sah der Hexen- tragödien letzten Akt auf seiner Plattform sich abspielen, ward Kirchhof der Choleraopfer und diente darauf den Ausgestoßenen und Vergessenen zum letzten Ruhebett. Wie sich noch heute das einen Kirchhof anzeigende Immergrün um seinen Scheitel rankt, so ist er selbst üppig univuchert von Dorfgeschichte und Dorfgedächtnis.

Auf Grund noch vorhandener Hexenprozess-Akten gilt als geschichtlich verbürgt, daß im Jahre 1675 eine als Hexe verurteilte Dorfschöne aus Beestland hier auf den Scheiterhaufen getrieben wurde. Ich fand die Originalakten dieses Schauer- und Aberglaubensprozesses im Kreisheimatmuseum zu Demmin. Das Aktenstück trägt den Titel:

„Protokollum Originale Inquisitionale
In Sachen
Procuratoris Universitatis

Contra
Stine palms (oder peterische)

Anno 1675

In Pl

Verdächtiger Hexerei
gehalten zu Demmin im
Niedergericht daselbst
Im Jahr'tage, undt
ohrt wie unten.“

Einem einzigen Menschen kann man kaum so viel anhängen, wie das Niedergericht es tat. Alle Taten und Untaten des Aberglaubens, alle Mädchen und Mären, die man in Uebereinstimmung mit dem „Hexenhammer“ — einer „Hexe“ andichten konnte, hat das Niedergericht der Christine Palm hier in fast 100 Anklagepunkten aufgetischt.

In der Volksüberlieferung und dem Dorfgedächtnis allerdings spiegelt sich dieses historisch-ortsgeschichtliche Ereignis wesentlich anders. Zwar weiß der Volksmund den Namen des Berges auch nur auf diese natürliche Weise zu erklären — aber aus dem Munde einer alten, längst verstorbenen Beestländer Zeugin wurde die Prozeßgeschichte folgendermaßen erzählt:

Einst wohnte zu Beestland der Erbbauer Palm, der eine jungschöne Tochter, Ernestine, hatte. Sie ward ihrer Schönheit und ihres Reichthums wegen von allen Bauernbürgern begehrt — aber nur einem schenkte sie ihr Herz, mit dem sie auf Tod und Leben gegen die anderen zusammenhielt.

Obwohl die Dorfschönle einen Bräutigam hatte, verlebte sie sich der Ritter Bär von der Bärenburg in sie.

Tatsächlich war dieses Herrengeschlecht bis um die Wende des letzten Jahrhunderts hier ansässig; die alte „Bärenburg“ aber lag abseits vom jetzigen Dorfe, am Wege nach Brudersdorf linker Hand. Sie weist noch heute Spuren einstiger Besiedlung durch das Bärjche Geschlecht auf.

Der Ritter Bär erschien hoch zu Ross fast täglich im Dorfe und nahm die Schöne in Augenschein. Obgleich das Mädchen nichts von ihm wissen wollte, verlebte sich der Ritter in die Schöne. Er konnte nicht von seinen Nachstellungen lassen und gab jedermann die Auskunft, von der schönen Maid verheirat zu sein.

Er ließ sie schließlich greifen und zur nahen Bärenburg emporschleppen. Nach Art mittelalterlicher Hexenverböde wurde sie dort dem peinlichen Verhör unterzogen, bis sie nach langer Folterung ihr Hexenunwesen eingestand. Darauf wurde sie ihren Angehörigen zurückgegeben und von den Aechten des Demminer Scharrichters zum jetzigen Hexenberge gescheleppt. Die Dorfnuegierigen waren Zeugen ihres Verbrennungstodes. Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein soll man ihr Grab mit Schen gezeitigt haben.

Der Bärenritter aber, der das Mädchen verbrennen ließ, fand als Strafe für seine Untat fortan keine Ruhe im Grabe.

In jedem Jahre spukt es in der Gegend am Hexenberge in den Tagen, da das peinliche Gericht zur Vollstreckung der Todesstrafe schritt. Da sieht der Vorübergehende in den Nächten vom 24.—26. Oktober den Ritter, wie er in der Mitternachtsstunde am Hexenberge auf- und niederwandert.

Der zur Straßenseite hin ziemlich steilböschig ansteigende Buckelberg erscheint noch umso massiger, weil die zum Dorfe führende Kunststraße hier eine schluchtartige Tiefe erreicht hat, die früher durch Morast und Unwegsamkeit auffiel und dem heimkehrenden Beestländer das kleine Berggelände noch gruseltiger erscheinen ließ. So ist es natürlich, daß alle Volksglaube den von Bäumen überauschten Ort zum ungeheuerlichen Hexentanzplatz machte, wo es in der Walpurgisnacht nicht recht geheimer sein soll.

So entstand ein zweites Sagengebilde, das sich an diesen Ort heftete:

Hart an der Hexenschlucht, gegenüber dem Hexenberge, stand an dem Hohlwege bis zum Jahre 1920 eine vielhundertjährige, stattliche Buche, die, vom Zahn der Wetter und Unwetter angefressen, vermoricht in Trümmer ging. Eine alte Zeugin Beestländer Geschichte, die 1927 in hohem Alter verstorbene Frau Wegner-Beestland, erzählte darüber eine Ortsfage, die sie aus dem Munde ihrer Großmutter gehört haben wollte:

Am der Buche beim Hexenberge war einmal der Teufel angebunden worden. Die Kette, mit der er gefesselt war, reichte bis auf den Hexenberg hinauf. Jeder, der in dunkler Nacht hier vorüberging, stolperte über die Kette, die der Teufel zum Schabernack gerade nachts über die Straße zog. Wer aber nicht über die Kette fiel, der war des Teufels Feind und mußte nach drei Tagen sterben, und zwar zur selben Stunde, da er den Ort im Hohlwege betreten hatte.

Es war an einem Weihnachtshelligabend, da feierte der Teufel auf dem Hexenberge seine Hochzeit, wozu alles Hexenvolk, alle Hexenkönige und Fürsten erschienen.

Wehe dem Mädchen, das während der Hochzeit an der Teufelsbuche vorüberging. Es wurde gefesselt, vom Teufel an die Buche gebunden und mußte wohl oder übel des Teufels Gemahlin werden.

In der Hochzeitsnacht des Teufels ging es höllisch her: alle Hexen tanzten mit ihm, und die wildeste unter ihnen wurde seine Gemahlin. Nur die an den Buchenbaum gebundene Frau mußte zusehen.

Noch heute treiben an dem Orte der Hexenverbrennung die Geister ihr Unwesen. Wer in der Mitternachtsstunde am Hexenberge vorüberfährt, dem kommt ein Mann ohne Kopf entgegen, der dem Ritter Bär nicht unähnlich sein soll. Er nähert sich den Vorübergehenden, spricht sie an und verschwindet im selben Augenblicke wieder. Oft hat er eine Frau an der rechten Seite, die seine Frau gewesen sein soll. Sie schreitet ebenfalls ohne Kopf einher, trägt aber auf dem Halse eine Frauenfeder, ihr Partner dagegen einen hohen, schwarzen Zylinderhut.

Der Wanderer, der den hochgelegenen, ebenen Wallhof des Hexenberges betritt, steht im Banne der Baumfelle. Alte, gepflegte Baumrinden rauschen und rannen ihm geheimnisvolles Wispern und Flüstern zu. Und unter den Baumriesen schlingt sich frischwucherndes Immergrün ineinander, die Stämme bezeichnend, da man einen Cholerafriedhof anlegte: in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts ward er in wenigen Tagen belegt und riß tiefe Wunden in das Dorfgedächtnis der Beestländer. Die damals in vorpommerschen Ortschaften wütende Cholera wurde auch von Demmin oder Dargun her nach Beestland verschleppt, in dem Dorfe über 30 Opfer fordernd. Die Ältesten kannten noch vor wenig Jahren

jedes einzelne Grabmal, das heute schon verfallen ist. Der im Juni 1932 zu Berchen am Rummower See in hohem Alter verstorbene Statthalter Urndt war ein Bessfländer Bauernkind und wußte als lebende Quelle recht anschaulich von der damaligen Choleraepidemie zu erzählen. War doch Urndts Vater, sonst ein gesunder Hüne, selbst der Seuche zum Opfer gefallen. Noch um 1910 zeigte ein von Sohneshand gepflegtes Holzkreuz das väterliche Grab an.

Als der Knabe eines Morgens den Bauernhof verließ, um draußen die braune Scholle zu brechen, war auf seines Vaters Hofe alles munter und guter Dinge. Abends begegnete der Knabe am Hohlwege des Hexenberges einem Karren, auf dem ein Sarg von frisch geschlagenem Holze stand. Nur zwei Männer gaben dem Toten das Pflichtgeleit, weil sie ihn auf dem Hexenberge noch zur Stunde des Absterbens unter die Erde bringen sollten. Der Knabe blieb stehen, dem eigenartig ärmlichen Begräbnis zuzusehen. Er mußte erfahren, daß der schlichte Gang zum Hexenberge dem Begräbnis seines Vaters gelte — — Er hat auch Zeit seines Lebens den ergreifenden Anblick nicht vergessen können.

Noch einmal — um die letzte Jahrhundertwende — stand der Hexenberg im Blickpunkt des Bessfländers. Der Hexenberg wurde wieder zu einem Ruheort der Ausgestorbenen und Vergessenen — und das gegen den Willen des Dorfes. Ein sinniges Doppelgrab auf der Höhe des Berges gibt Kunde von jenem Dorfschicksal; von massivem, schmiedeeisernem Gitter eingefaßt, zeigt es zwei Grabstellen, wohl erhalten und durch Immergrün geschmückt. Wie lange wird es währen, bis auch dieses Mal in Trümmer gefallen ist.

Ich stand stille, zu lauschen und zu lesen:

Unter diesen Bäumen
die er 50 Jahre gehegt und gepflegt,
ruht der Förster
Ch. Tiedemann

geb. 10. Febr. 1813, gest. 8. Mai 1896.

Saust ruhe seine Asche.

und seine Ehefrau

Ch. Tiedemann

geb. Schult

geb. 5. Okt. 1815, gest. 24. Juni 1900.

Förster Tiedemann, dessen einstiges Wohnhaus noch heute jeder Bessfländer kennt, war ein Pantheist im Spinoza-Goethischen Geiste: die Natur war ihm die Gottheit selber, und Gott in der Natur zu verehren und im Waldesdom des Hexenberges seinen Gottesdienst zu halten, war dem Alten der schönste Kirchgang. So versagte ihm die Kirche einen Ruheplatz auf geveiheter Erde. Bessfland ist dem mecklenburgischen Kirchspiel Levin eingepfarrt. Kirchenrat Voß zu Levin verwahrte sich einer Beisetzung des Alten auf dem Berviner Friedhof (!). Nach aufregendem Streiten brachte die Herrschaft von Bär den alten, treuen Diener an seinem Lieblingsplatz zur Ruhe. Die Witwe des Ver-

storbenen ist später neben diesem Grabe eingebettet worden.

Uralte Bäume rauschen heute über dem geveiheten Orte, zu dem der Bessfländer mit Achtung und Scheu ermahnt. Nur dann und wann streift ein Menschenfuß durch den Hexenberg — ein Schwarm wandernder Kinder tobt fröhlich hindurch — ein Bauer schreitet bei seinem Sonntagsgang durch die Fluren über ihn hinweg. Braune Zigeuner schlagen abwärts der Straße in der Riesgrube des Hexenberges ihre Lagerstatt auf, und neue Geheimnisse raunen um den von Geschichte und Sage verklärten Ort.

Willy Finger.

Dom Pommernbund in Berlin

Der „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art“ veranstaltete am 16. Februar im Friedenauer Ratskeller einen Heimatabend, der dem Gedenken seines kürzlich verstorbenen Ehrenmitgliedes, Schriftstellers Guës, gewidmet war. Der Vorsitzende, Landsmann Gröbel, begrüßte herzlich die anwesende Gattin des Verstorbenen und gab einen kurzen Abriss aus dem Leben Guës', wobei er der Verdienste gedachte, die er sich seit Gründung des Vereins vor 20 Jahren erworben hat. Aus Guës' Werken rezitierten Landsmann Bendlin ein in der Kriegszeit entstandenes Gedicht: Die Kirchenglocke von Rühnow und Landsmann Wiedemann aus Guës' plattdeutschen Werken „Husmannskost, lütte Geschichten von de Waterkant“ eine humorvolle Geschichte. Frau Dora Wittkeindt sang, am Klavier begleitet von Dr. Jonas, einige von der gleichfalls dichterisch begabten Mutter Guës' verfaßte und von Dr. Jonas vertonte Lieder: „Stille Trauer“, „Sehnsucht“ und „Auf meines Herzens Grunde“. Anschließend las Landsmann Wiedemann noch 2 kleine Gedichte unseres Willem Henschel, die er erst kürzlich während seines Krankenlagers verfaßte, und aus Fritz Reuter die lustige Geschichte vom „Burmeister und den Herrn Senator in de rode Grütt“ vor. — Der Abend war eindrucksvoll und unterhaltsam, und die Anwesenden dankten durch reichlichen Beifall.

Stiftungsfest der Spandauer Pommern

Der Verein der Pommern 1927 zu Spandau beging am 9. März in Seitz' Festsälen sein 7. Stiftungsfest. In seiner Ansprache konnte der Vereinsführer W. Reife zahlreiche Vertreter von Brudervereinen der Umgegend als Gäste begrüßen. Er kennzeichnete die Aufgaben des Heimatvereins, der deutsches Brauchtum hege und pflege und dadurch am Dritten Reich mitbaue. Der Festakt schloß mit einem Siegesheil auf Führer, Volk und Vaterland und dem gemeinsamen Gesang der Nationalhymnen.

Der Verein zählt zu seinen Mitgliedern die Komponisten Dr. Erich Reibel und Hermann Wurl, die durch Erstaufführungen von Musikschöpfungen dem Abend eine besondere Bedeutung gaben. Dr. Erich



Otto Lang

Zigeunerwagen

Reigel, Mitglied der Reichsmusikammer, vor allem bekannt durch seine Vertonungen von Dialektdichtungen, begleitete die Sopranistin Lisa Messerschmidt, eine feine empfindende Interpretin des Komponisten, zu seinen neuen Schöpfungen „Ehr Hand“ und „Sing“, pommerische Mundartgedichte von Henrichel. Der Komponist Hermann Wurl hat sein neuestes Werk seinem Heimatland gewidmet. Die flotte Musik des „Marsches der

Pommeren“ mit dem „Liede der Pommeren“, Text von Bendlin, vom Komponisten persönlich dirigiert, fand freundliche Aufnahme. Hermann Wurl ist vor allem durch seine Arbeitsdienstmärsche und -lieder bekannt geworden. Im Programmteil des Abends fehlten natürlich nicht die Volkstänze der Trachtengruppe; „Schüddel de Bür“ und andere Heimatklänge erweckten viel Freude.

Buchbesprechungen

Das Land der Deutschen. Von Eugen Diesel. 2. Karten, 481 Abb. Ungekürzte Volksausgabe 1933. Preis geb. 8,50 RM. Verlag: Bibliographisches Institut, Leipzig.

Wenn man gerade Deutschland von der Polengrenze bis Aachen und nach Holland hinein durchquert hat, empfindet man um so lebhafter das Unterfangen, das im Anspruch des Titels liegt. Sollte es möglich sein, das Land der Deutschen in seiner Vielgestaltigkeit bildmäßig zu erfassen und in die Seiten eines handlichen Buches zu pressen? Gehört nicht zum Land der Deutschen auch der herbe Wind der Küsten, der über Silberdunst des Niederrheins, der perlmutterne Blauglanz der Firne, die klare Luft des Ostens, das Rauhen der Bergwälder, der Geruch der Häfen, der ruhige Himmel der Industrielandschaft, das unaufhörliche Rollen der Rheinbahnen oder die ruhig ziehenden Fischerboote Nordostdeutschlands? Diesel hat trotzdem mit Mut, geschickter Einfühlung in die Wesenszüge des deutschen Lebensraumes und wissenschaftlich geschultem Vermögen der reinlichen Gliederung die unlösbar schwebende Aufgabe angegriffen. Die Schwierigkeit der Aufgabe steigerte sich durch die Absicht, ein Volksbuch zu schaffen. Diesel hat versucht, was selten gelang: ein in wissenschaftlicher Arbeitsweise und strengster geistiger Disziplin begründetes Werk auf die breite Wirksamkeit eines Volksbuches zu erheben. Man kann sagen, daß Verlag und Verfasser einen neuen Typ des Buches geschaffen haben. Es ist nicht eines der reichlich vorhandenen „Schraubbücher“, die es seit langer Zeit über Deutschland gibt. Diese Bücher machen weder den Versuch, das Beziehungsgefüge zwischen Landschaft und Mensch in Bilddokumenten zu belegen, noch gelangen ihre Verfasser zu einer geistigen Durchdringung des Aufgabenkreises. Da werden die Landschaftsausschnitte ungefähr nach dem Gesichtspunkt von Werbeprosperkten aneinandergereiht. Aber es genügt, bei einer Darstellung, wie sie Diesel vorschwebte, auch nicht mehr, etwa in den Spuren geographischer Klassiker (Reigel) zu wandeln, denn, nachdem wir gelernt haben, die Kamera zu handhaben wie die Feder“ (Diesel), sind uns andere Mittel der Darstellung an die Hand gegeben und damit andere Wege der Wissensmethode vorgezeichnet. Noch vor zehn Jahren nahm man Bücher dieser Art in den geographischen Instituten nicht für voll. Sie galten als „Bilderbücher“, die man mehr wie eine spielerische Ergänzung des wissenschaftlichen Fachschrifttums betrachtete. Heute — darf man sagen — wird sich der Geograph schnell an diese Methode gewöhnen müssen, denn „was das Bild anschaulich ausfragt, das auszudrücken braucht sich die Feder nicht zu bemühen“. Die rein beschreibende Darstellung kann uns nicht mehr befriedigen, denn erst in dem Lichtbild haben wir ein wunderbares Mittel, um mit allem Zauber der Anschaulichkeit das Land sichtbar zu machen“. Daher betrachte ich dieses Werk als einen zukunftsweisenden Vorstoß in das Arbeitsfeld der darstellenden Geographie.

Die persönliche, man könnte sagen weltanschauliche Haltung, die der Verfasser seinem Werk zugrunde legt,

ist gekennzeichnet durch die scheinbaren Gegensätze: national und sachlich, ideal und real. Er sagt, das Buch sei anzusehen als ein Bekenntnis zu einer idealen und nationalen Sachlichkeit, womit er betont, ganz ein Mensch unserer Tage zu sein, der in dem Zwang der uns täglich zufallenden völkischen und nationalen Aufgaben sich die klare Beschwingtheit des zukunftsreicheren Kämpfers bewahrt hat. Er, wie Robert Peischow, der ihn die vielen Ballonaufnahmen lieferte, ist erfüllt von der „geographischen Ergriffenheit“, und damit rücken beide in die verpflichtende und erzieherische Nähe von Humboldt und Reigel.

Die Anlage des Buches ist bestimmt durch die fast dramatische Konzeption einer dreifachen Entwicklungsgeschichte deutschen Landes. Er unterordnet seine Bilddokumente den großen Kulturstufen: der Naturlandschaft I, der Kulturlandschaft II und der Maschinenzeit III. Warum nicht unter III folgerichtig von der Maschinenlandschaft die Rede ist, wird erklärt durch Diezels Überzeugung, daß die Maschine die Lebensform der Menschen in der Jetztzeit so einschneidend bestimmt und auch der Landschaft ihren harten Stempel eingepreßt hat (wie er an vielen Bildern nachweist), daß der Mensch von den ihn bisher immer noch bestimmenden Kräften der Landschaft sich nahezu befreit hat. Ein Zustand beunruhigend prometheischer Kräfteverschiebung ist eingetreten, und die Fragwürdigkeit seiner Dauer ist das Problem unserer Existenz.

Im Verlauf seiner Darstellung geht Diesel von der 30. Naturlandschaft aus, indem er zugleich nachweist, daß diese heute nicht mehr vorhanden ist, im Mittelalter nur noch inselhaft bestand und in ihrem Naturzustand für unsere heutige Erfahrung überhaupt schwer rekonstruierbar ist. Er beginnt daher mit den nahezu unversäulsten Formen, mit Meer, Strand, Watt, Dünen, Nehrungen usw. Die Großformen Deutschlands sind regional gegliedert in Küste, Tiefland, Mittelgebirgsland, Alpen und ihr Vorland. Immer, im ganzen Buch bringen die Bilder das Typische, nicht das Besondere oder zufällig Schöne. Immer bietet die Einzelform, der Landschaftsauschnitt die Formel für das Allgemeine und charakteristisch Deutsche. — Die Gewässer, der Himmelsstrich als Spiegel der Klimate, Pflanze und Tier in ihrem natürlichen Zustand, bilden die Abschnitte des I. Kap. Das Lesen von Flugbildern ist nicht immer leicht, deshalb helfen eingehende Unterschriften die Bilder deuten und die Orientierung erleichtern. Ein durchgehender Text führt uns in gedrängter Form in die Grundzüge der deutschen Landschaft, ihre morphologische und geologische Struktur ein. Mit wohlthuender Befriedigung stellt man die unbedingte geographische Zuverlässigkeit des Autors fest, der, ohne sich in sprittige Fragen der geographischen Hilfswissenschaften zu begeben, nur das unbedingt Notwendige und Gesicherte bringt. Doch findet sich in diesem Kapitel noch mancher „terminus technicus“, den man um der volkstümlichen Verbreitung des Buches halber vielleicht hätte umgehen können. —

Die zweite Phase der Entwicklung handelt von der Einwirkung des Menschen auf Pflanze und Tier, im Mineralreich und im Wasser. Die ländlichen Siedlungen — das Bauernhaus, die Dörfer, das Gut — rücken in das aufgeteilte Land. Geistliche und Fürsten beginnen ihre feudalen Bauten der Landschaft einzupassen oder sie in ihrem Sinne umzugestalten. Die Stadt, aus dörflichem Ursprung oder römischer Planung entstanden, entwickelt an landschaftlich bedeutenden Punkten ihre lebensvollen Grundrisse. Freude und Entspannung findet der Mensch der Kulturlandschaft noch anspruchs- und mühelos in seiner heimischen Umgebung. —

Dann erhebt sich über allem deutschen Land das graue Schemen der Maschinenzeit. Gigantisch und abstoßend zugleich wie ein riesiges Monument, dem es an maßvoller Form mangelt. Tief in die Erde wird die Maschine vorgetrieben und bis in die Wolken sind ihre Abgase spürbar. Mahlende Schrauben treiben die Ozean-Liner durch alle Meere der Welt, und bis an die hochalpinen Bergseen klettern die Elektro-Kraftwerke. — Wir sehen da Kraftmaschinen, als die gebändigten Mächte der Zeit, Arbeitsmaschinen und Fabriken. Die Industrialisierung von Pflanze (!) und Tier, das Wühlen nach Mineralien, Waren- und Menschenmassen; Schifffahrt, Eisenbahnen und Straßen mit gestauten Fahrzeugen; das Flugwesen als letzte Annäherung, Raum und Zeit zu überwinden. —

Es ist unabwieslich, daß solch fieberhafte Steigerung völkischer Energien in Formen sich vollziehen muß, die in der alten Kulturlandschaft nicht mehr zu finden sind. Das Gesicht der Provinz und Stadt verändert sich — so schnell, daß man sich nicht Zeit läßt, alte Formen ihr Leben beenden zu lassen. Die Verwaltungsapparate, Wissenschaftseinrichtungen, Vergnügungsräume und vor allem im flachen Land die Stätten neuerzeitlicher Lebensentspannung (Sportplätze, Bäder, Wochenende, Schrebergärten) bestimmen immer nachdrücklicher die Landschaft und haben teilweise ganze Striche umgestaltet. Das Buch schließt mit den großen Städten: Eine Anzahl Luftbilder dreht sich Blatt um Blatt unter unserm Blick, als säßen wir im turmenden Flugzeug. Ein unheiliger Geist scheint das Land blankgefegt zu haben, um jegliches Bauwerk in die Baumwelt der Städte zu pressen, wie einst der schuflose Bürger sich drängte in den Mauerring der mittelalterlichen Stadt. Selbst wo die Stadtplanung charaktervoll und klar den Schauenden beeindruckt, ahnt man den Irr-Geist, der diesen Gebilden ihr fieberiges Leben verlieh. Sie sind: „alle geladen mit Problemen, Möglichkeiten, Kräften, alle zusammen auf eifriger Suche nach den Lebensformen der Zukunft.“ So schließt Diesel unsere Wanderung durch Deutschland; die führte vom Urstand bis in die katastrophale Zuspitzung der Kultur. —

Wir sind gewiß, daß wir Deutschen dieser Landschaften, Dörfer und Städte den Sinn der dreifachen Entwicklung begriffen haben, und daß wir allen Völkern voran am eifrigsten bemüht sind, eine fernere Entwicklung anzustreben, die in das letzte Bild zukünftig manche Korrektur zeichnen wird. Aber wo Deutsche bemüht sind, über den Weg ihres Werdens aus Land und Klima sich Rechenschaft zu geben, mögen sie aus diesem Werk sich unterrichten. S. Glieme.

Der Dissectkreis. Die Revolutionen der Geschichte des nordischen Meeres. Von D t t v W e b e r - P r o h s e. 176 Seiten, 8°, in Leinen geb. 3,50 RM. Verlag Charles Coleman, Lübeck 1934.

Die Nordische Gesellschaft in Lübeck hat sich die große Aufgabe gestellt, dem deutschen Volke den Kulturkreis der Ostsee bewußt zu machen und zu zeigen, wie sich aus historischen Bindungen der Vergangenheit Fäden einer neuen Schicksalsgemeinschaft des niederdeutsch-nordischen Raumes über die Ostsee spinnen. Außer dem genannten Werke ist im gleichen Jahre

ein zweites erschienen: „Die Schicksalsgemeinschaft der Ostsee“ von Fred. J. Domes (Verlag Stalling, Oldenburg), das Wege weisen will für eine Zusammenarbeit zwischen dem neuen Deutschland und dem Norden. Noch halten viele dafür, daß die skandinavische Rasse müde und alt sei, noch erfahren nationalsozialistische Gedankengänge von der Demokratie in den Hauptstädten des Nordens schärfste Ablehnung, die sich zu deutschfeindlichen Kundgebungen gesteigert hat, aber daneben hat die Ueberzeugung von einer Wiedergeburt des Nordens, von einer sich anbahnenden politischen wie geistigen Neugestaltung der Verhältnisse im Ostseeraume hüben wie drüben offensichtlich an Ausdehnung gewonnen. Was die Nordische Gesellschaft von Lübeck aus vorwärtzudringen sich bemüht, wird von den deutsch-schwedischen und deutsch-finnischen Vereinigungen in unserer Heimatprovinz in klarer Zielsetzung verfolgt, wird von Stralsund als der Brücke zum Norden seit Jahren gepflegt und gefördert. Es kann kein Zweifel daran sein, daß der deutsche Nationalsozialismus auch die nordischen Länder revolutionieren und dem dritten Deutschen Reich Aufgaben von unerhörter Größe und geschichtlicher Bedeutung stellen wird. So ist das vorliegende Werk mehr als eine nüchterne Darstellung geschichtlicher Ereignisse — so großartig die Schau auf 1000 Jahre nordischer Vergangenheit auch sein mag —, es ist ein Bekenntnis. Ein Glaube, der die Aufgabe des deutschen Volkes als Führer des Nordens und nahen Ostens aus der Geschichte des Ostseeraumes erkannt hat. Das mit souveräner Beherrschung des Stoffes glänzend geschriebene Buch zu lesen, ist ein außerordentliches Genuß. F.

Gustav Adolf, Jacobus Fabricius und Michael Altenburg, die drei Urheber des Liedes „Verzage nicht, du Häuflein klein!“ Von Berthold Kitzig. Göttingen 1935, Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht. 80 Seiten, 39 Abbildungen. Preis 3,50 RM.

Jacobus Fabricius, geboren am 19. 7. 1593 in Köslin als Sohn des Schuhmachers Joachim Schmied, hatte in Rostock Theologie und Philosophie studiert und wirkte seit 1616 in Köslin als Lehrer, seit 1619 als Diakon. Im Jahre 1620 berief ihn Herzog Bogislaw XIV. als Hofprediger nach Rügenwalde; doch ehe er sein Amt antreten konnte, starb in Stettin Herzog Franz. Bogislaw verlegte seine Residenz dahin, und am 14. 2. 1621 trat Fabricius seinen Dienst in Stettin an. 1634 wurde er Generalsuperintendent. Bei der Neuordnung des Jahres 1641 beließ ihn die Königin Christine in seinen Aemtern und übertrug ihm noch die Pastoratsstelle an der Marienkirchstraße und die dazu gehörige theologische Professur am Fürstlichen Pädagogium. Er starb am 11. 8. 1654.

Was uns diesen Stettiner Gottesmann besonders nahe bringt, das ist die Tatsache, daß sich Gustav Adolf den Fabricius als Feldprediger erbat, und daß Fabricius den Schwedenkönig auf allen seinen deutschen Feldzügen begleitet hat; mehr noch, daß er — zusammen mit dem König — das Lied „Verzage nicht, du Häuflein klein!“ dichtete. Leider wußten wir bisher sehr wenig über Fabricius. Daß es jetzt anders geworden ist, verdanken wir dem vorliegenden Werke.

Der Verfasser, Pastor in Bretleben am Kyffhäuser, führt in ausgezeichneter Klarheit den Beweis, daß das Lied „Verzage nicht . . .“ in der Tat von Gustav Adolf und seinem Feldprediger Fabricius gedichtet wurde, „aus dem heißen Atem der Feldschlacht geboren“, und daß der Sommerdaer Pfarrer Michael Altenburg „die unvergleichlich schöne heldische Weise zu des Königs Kampflied“ schuf. Bei dieser Beweisführung werden besonders ausführlich behandelt das Epicedion lamentabile (Klag- und Ehrentied Gustav Adolfs) von 1632, welches den ersten Druck des Liedes enthält, ferner das in diesem Epicedion ebenfalls abgedruckte Lied „Gustav Adolf, der edle Held“, endlich die Justa Gustaviana, d. i. die Leichenpredigt des Fabricius

auf Gustav Adolf. Gleich wertvoll wie der Text ist der Bilderanhang des Werkes, welcher zahlreiche photographische Wiedergaben bringt. An erster Stelle finden wir da das Epicedion; sodann sei auf die zahlreichen Porträts hingewiesen, darunter eins von Fabricius.

Was das Buch gerade für Pommern und im besonderen für Stettin so wertvoll macht, das sind die zahlreichen in ihm enthaltenen Beiträge zur pommerschen Kriegs- und Landesgeschichte und zur Stettiner Stadtgeschichte. Wir erfahren hier zum erstenmal Zuverlässiges über den Zug Gustav Adolfs durch Pommern, über den Leichenzug (der besonders strittig war) und über den Reisezug der Königin. Eingehend werden auch Peenemünde, Wolgast und der Rügen behandelt. Von größter Bedeutung aber gerade für Stettin ist die ausgezeichnete Darstellung, welche dem Leben des Jacobus Fabricius gewidmet ist.

Den Stettinern müßte dieser bedeutende Mann ganz besonders verehrungswürdig sein. Leider aber hat er nicht einmal in der Stettiner Schloßkirche ein würdiges Gedenkzeichen. Das Buch schließt daher mit der Bitte an die Stettiner, daß sie ihren Fabricius, der hier fast völlig unbekannt ist, nun endlich ehren möge. „Der Sängler von Verzage nicht“, der Begleiter Gustav Adolfs auf seinen deutschen Kriegswegen, der ihn am Morgen von Rügen, da der große König für Deutschlands evangelischen Glauben starb, für seinen letzten schweren Gang zurüstete mit Schriftwort und Gebet, der müßte noch heute in Stettin eine volkstümliche Persönlichkeit sein!“ Vor allem — das wünschen wir — mögen die Stettiner nicht achtlos an dem tätigen Werk vorübergehen! Dr. Alfred Berg.

Aus Pommerns Geschichte. Von Adolf Biermann. Zweite verbesserte Aufl. Halle a. d. S. Hermann Schroedel. 172 S. 1 Tabelle und 4 Tafeln.

Im Jahre 1926 hat der Verfasser unter dem gleichen Titel zwei kleine Bändchen bei Herrcke und Lebeling in Stettin erscheinen lassen, die durch den pommerschen Jugendherbergsverband vertrieben worden sind. Jetzt erscheint das gleiche Werk in anderer Aufmachung in dem pädagogischen Verlag von Hermann Schroedel in Halle. Im großen und ganzen ist die vorliegende Neuauflage ein wortgetreuer Abdruck der ersten Fassung, nur einzelne Abschnitte sind durch Ergänzung von Quellenstücken aus der pommerschen Bauernordnung von 1569 und aus der Chronik von Thomas Ranzow erweitert worden. Eine wesentliche Umarbeitung hat aber die frühere Darstellung nach 1648 erfahren. Nach den Anforderungen der heutigen Zeit sind zwei Abschnitte neu hinzugekommen: die pommersche Urgeschichte, die von Eduard Stielow in Danenburg geschrieben wurde, und die Jahre der Revolution 1919—1932. Zur Veranschaulichung der vorhistorischen Bodenfunde dienen vier Tafeln, die dem Buche beigelegt sind.

Der Verfasser hat sein Buch in erster Linie für die pommersche Jugend bestimmt, die daraus die Geschichte ihrer Heimat kennen lernen soll. Für den heimatbetonten Geschichtsunterricht in den pommerschen Schulen wird das Buch offenbar gute Dienste leisten. Wenn die pommersche Geschichte auch große, erhebende Begebenheiten wenig oder kaum aufweist, so hat sie dennoch ihre Berechtigung in der Schule; der Verfasser hat es auch verstanden, den an sich spärlichen Stoff in einer gut lesbaren und volkstümlichen Form darzubieten. Ob aber die kritische Betrachtung Bogislavs X. seinen immerhin beträchtlichen Verdiensten gerecht wird, mag doch einigem Zweifel unterliegen. Seine fast fünfzigjährige Regierungszeit läßt zum wenigsten eine andere Auffassung zu. Wir haben wohl in absehbarer Zeit eine eingehende Arbeit über diesen Fürsten zu erwarten, der ihn uns in Lichte der historischen Kritik näher bringen wird. Auch Zacharias Hase ist in der alten Ranzowschen Auffassung wohl nicht richtig gegeben. Zu einer irrigen Auffassung

könnte die Darstellung auf Seite 56 führen; was hier aus der Ranzowschen Chronik angeführt wird, bezieht sich nur auf die rügenischen Bauern, nicht aber auf die Bauern in der Gegend um Rügenwalde und Pritz. Das beigelegte Literaturverzeichnis läßt wichtige Veröffentlichungen unbeachtet; weniger bedeutende Schriften hätten durch wertvollere ersetzt werden können. Durch diese Ausstellungen wird aber die Brauchbarkeit des Buches nicht beeinträchtigt. Bosse.

Kirchengeschichte der Insel Rügen. Von E. Wiedemann. Stettin 1934. Verlag Fischer & Schmidt. 143 S. Preis 3 RM.

Der Verfasser ist seit einer Reihe von Jahren wohl der rühmlichste Heimatforscher auf Rügen. Es verdient Anerkennung und zeugt von hingebender Liebe zur Heimat, wenn Kantor Wiedemann die gewiß nicht leichte Aufgabe übernommen und in etwa drei Jahren durchgeführt hat, eine Kirchengeschichte Rügens zu schreiben. Daß die Lösung dieser Aufgabe in weitem Maße gelungen ist, beweist schon die Aufnahme des 143 Seiten umfassenden Werkes in die Buchreihe der Luthergesellschaft, Landesgruppe Pommern, deren Leiter Prof. D. Beyer in Greifswald ist. Natürlich ist die Arbeit kein Abschluß, sondern ein erster Wurf, eine tüchtige Zusammenfassung der bisherigen Einzelarbeiten über Rügens kirchliche Verhältnisse mit mancherlei eingestreuten eigenen Forschungen. Die umfangreiche Literatur ist mit gründlichster Belesenheit, wie sie nur vieljährige Beschäftigung mit der Heimatgeschichte ermöglicht, herangezogen. Die eigenen Forschungen scheinen namentlich in der interessanteren und in mehrfacher Hinsicht bezeichnenden Gesangbuchfrage recht umfanglich zu sein, während der Verfasser an anderen Stellen, besonders bei den Abschnitten der Reformation und der Aufklärung darauf hinweisen muß, daß hier noch viel zu tun bleibt; für die Reformation wird die Lücke wohl nie ganz auszufüllen sein, für die Aufklärung harzt bestimmt noch wertvolles Material der Bearbeitung. Jedem Pommern und jedem Rügianer sei das Buch herzlich empfohlen, zumal am Schluß auch noch neunzehn schöne Abbildungen von rügenischen Kirchen usw. das Auge erfreuen. Gültzow.

Deutsche Dorfkirchen. Von Siegfried Scharfe. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein i. Taunus. u. Leipzig („Die Blauen Bücher“). Mit 110 Bildern und einem Geleitwort. Preis 2,40 RM.

Der glänzend ausgestattete Band sei in einer Zeit empfohlen, die auch dem Schaffen des Volkes als dem Ausdruck von Blut und Boden die verdiente Achtung schenkt. Und er sei doppelt empfohlen um der guten Vertretung willen, die auch Pommern in der Bildsammlung erfährt. Es handelt sich um die Bilder der Kirchen von Bobbin a. Rügen, Seebuckow, Pansin, Altenkirchen a. Rügen, Waase auf Ammanz, Brießig, Selow, Kreis Greifenhagen, Wismar, Kreis Rügen, also um acht Gotteshäuser, die neben den z. B. nur drei „Westenburgern“ zeigen, daß sich Pommern im Reigen des deutschen Dorfkirchenbaues durchaus sehen lassen kann. Dieses Gesamtschaffen aber zeigt neben der örtlich bedingten Unendlichen und oft genug in Erstaunen setzenden Vielheit doch gewisse Gesetzmäßigkeiten, die zu größeren Gruppierungen führen. Ja, die wieder einmal unter Beweis stellen, wie man wohl innerhalb eines Volkes eine gemeinsame politische Ausrichtung herbeiführen soll und kann, wie man aber künstlerische Produktivität jeder Art nicht einheitlich kommandieren darf; es sei denn, man wolle und könnte auf jene prachtvolle Mannigfaltigkeit verzichten, die den vorliegenden Bildband so reizvoll erscheinen läßt — als Darstellung des Reichtums volkdeutschen Könnens. — Klar im Rhythmus seiner Baukörpergestalten, breit gewurzelt und mit verhaltenem Drange nach aufwärts heben sich die Kirchen Nord-

deutschlands aus der Gesamtmasse hervor. Mannigfaltig wie Mensch und Landschaften sind die Gotteshäuser in Mitteldeutschland. Einzelne Gebiete zeigen starke Sonderart. Und ähnlich ist es im Süden, wo der Katholizismus seinen Stil entwickelte, wo aber das flache Niederbayern zu Böhmen gelangt, die den norddeutschen ähneln, während die Hochalpen (Südtirol, Schweiz) der Formensfülle des übergewaltigen Gebirges umher besonders einfache und klare Baukörper entgegenstellen! — Das dem Bilderteil vorausgehende einführende Vorwort ist gedankenreich, aber im ganzen doch für den Laien nicht anzureichend. Ein wenig mehr methodisches Geschick wäre am Platze. Die *Numerkungen* zu den einzelnen Bildern sind völlig unzulänglich, von Falschschreibungen abgesehen. Will man dem Besitzer des Buches die Möglichkeit geben, seinerseits das darin niedergelegte Material zu verarbeiten, ist gerade auf die Ausgestaltung der Anmerkungen der größte Wert zu legen.

Daß wir das Buch trotzdem empfehlen, ist selbstverständlich. Es bleibt in seinem Bilderteile eine Tat. Keepel.

Spelbel. Eine Sammlung plattdeutscher Theaterstücke. Herausgegeben von Karl Mahnke. Verlag Fr. Mahnke, Verden (Aller).

- Nr. 130/31 Jan Grotmul. Ein Weihnachtsspiel in 4 Bildern von Jop Andersen.
- „ 132/33 Maimand. Ein lustig Spill in en Uptog von Friedr. Lange.
- „ 134/35 Pulterabend. Ein lustiget Spill in enen Törn von G. Castens.
- „ 136/37 Dischlein, deck di. Ein Weihnachtsspiel in vier Aufzügen von Werner Frommke.
- „ 138/39 Dat plattdütsche Krüppenspal von H. A. Schmidt-Barrien.
- „ 140/42 Desertörs. Ein ernsthaft Spill ut de Franzoentied von 1813 in 3 Akten von Karl Bunje.
- „ 143/44 Hochtied in'n Döörp. Ein höglisch Spill von Fr. Lange und Herm. Duden.
- „ 146/47 Aufstößt. Entfestesspiel in 2 Akten von Elisabeth Schröder.

Der Verlag Fr. Mahnke-Verden (Aller) hat sich mit den Jahren zu einem bekannten Theaterverlag für niederdeutsche Literatur entwickelt. Der niederdeutschen Bühne Stücke zu liefern, dient auch seine Sammlung „Spelbel“, und mancher Name, der in der niederdeutschen dramatischen Literatur Klang gewann, ist unter den Verfassern der „Spelbel“ zu finden. So Karl Meyer-Jelmstorf, Gert Teis, Heinr. Behrken, Wilfried Broost, Fr. Freudenthal und der kürzlich mit dem Stadenhagenpreis ausgezeichnete Bruno Beyn. Natürlich entgeht eine Reihe, die mehr als ein Schopf Stücke umfaßt, nicht immer der Gefahr, daß sie von dem beachtlichen Stand, der mit guten Werken erreicht wird, abgleitet, daß sie gelegentlich in die Gruppe der Vereinsbibliothek sinkt. Dazu sind die meisten Werke „en lustig Spill“, „en lustig Stück“, „Komödi“, und wenn es in mancher Hinsicht auch leichter ist, ein plattdeutsches als ein hochdeutsches Lustspiel zu schreiben, so wäre es dennoch ein Wunder, sollten wir bei dem Mangel an hochdeutschen Komödien solche Ueberfülle von plattdeutschen haben. So braucht niemand ersäunt zu sein, unter manchem Weizenkorn auch manche Spreu zu finden, und dem Herausgeber wäre wohl zu raten, mit

der Aufnahme von Stücken in die „Spelbel“ zugleich auch ein wägendes Werturteil abzugeben.

Unter den vorliegenden Stücken sind „Jan Grotmul“ und „Dischlein, deck di“ als Weihnachtsspiele für Kinder gedacht. Wir wissen, daß für die Jugend gerade das Beste gut genug ist; aber dann dient man ihr nicht mit solchen Stücken, von denen zwar nach des Herausgebers Ansicht in „Dischlein, deck di“ (man beachte das Plattdeutsch des Titels!) die „Gestalten des alten lieben Märchens in meisterhafter Weise auf die Bühne gestellt sind“. Allein, man sei wirklich vorsichtiger mit solchen billigen Lobsprüchen. Das Stück, aus der Schularbeit des Verfassers erwachsen, hat dort sicher seinen Zweck erfüllt, aber zum Fing in die Weite fehlen ihm doch die Flügel. Dafür verraten die „Desertörs“, daß ein Dramatiker am Werk war. Wohl einer, der noch lernen muß, aber Karl Bunje wird man gern wieder begegnen. Von dem „plattdütschen Krüppenspal“, in das Lieder aus dem Bremer plb. Gesangbuch von 1583 geflochten sind, geht ein besonderer Reiz aus. Es ist der, der aus aller höchsten Volkstunst strömt, der uns in hochdeutschen Christgeburtsspielen schon oft gerührt hat. Näher und wärmer, lebendiger und eindringlicher greift dieses in plattdeutschem Gewande an unser Herz. Ueherlich sind in „Aufstößt“ und „Hochtied in'n Döörp“ in lustige Handlungen allerlei heimatische Bräuche gestreut. So geben sie Gelegenheit, im Spiel Brauchtum und Sitte der Heimat, ihre Lieder und Sprüche zu zeigen und lebendig zu erhalten. Die Stücke wollen nicht literarisch gewertet sein; sie treiben bewußt Arbeit am Volkstum, und wenn ihnen das unter Sachen gelingt, muß man dankbar sein. Castens baut seinen „Pulterabend“ in straffer Handlung auf. Die wenigen Personen sind gut gezeichnet. Man folgt ihm gern und schmunzelt mit ihm, daß eine Hochzeit noch am Pulterabend in die Scherben gehen kann.

Walter Schmidt.

Handbuch der Deutschen Volkstunde. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Pöfeler, Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover, in Verbindung mit ersten Wissenschaftlern. Ueber 1200 großformatige 4^o-Seiten Text, mit über 800 Textbildern in bestem Kunstdruck, Bilderbeilagen sowie zahlreichen Einschalttafeln in feinstem Vierfarbendruck. Preis pro Lieferung 1,80 RM. Bisher erschienen 4 Lieferungen.

Das „Handbuch der Deutschen Volkstunde“ erweist sich immer mehr als das große, grundlegende volkstündliche Werk unserer Zeit. Es ist gleichermaßen von höchstem wissenschaftlichen und nationalen Wert, denn es zeigt, aus welchen und aus wie reichen Quellen das mannigfach zusammenströmende deutsche Volkstum gespeist wird, es zeigt die Vielheit unseres Volkes in der Einheit und umgekehrt und darf sich somit in die erste Reihe der für den Aufbau einer neuen artgemäßen Volkstultur wichtigen und notwendigen Bücher stellen. Die Form konzentrierter, mit reichem und überaus sorgsam ausgewähltem Abbildungsmaterial durchsetzter Beiträge gewährleistet größtmögliche Ueberblicklichkeit und Handlichkeit. Das Wesentlichste ist jedoch, daß sich unsere besten Sachkenner zu dieser umfassenden, in die Tiefe dringenden Uebersehen über unser volkstümliches Kulturgut vereinigt haben. Es ist wirklich eine „Wissenschaft vom Lebendigen“, wie Pöfeler in seinem Einführungsbeitrag über Wert und Wesen, Wirkung und Weite der Volkstunde ausführt, und sie soll als eine Angelegenheit der ganzen Nation das Wesen der Deutschheit erschließen.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommerland“. Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommerland“, Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DL. IV. 1225.

Provinzialbank Pommern

Öffentlich-rechtliche Bankanstalt **Stettin**, Luisenstraße 13
Stolp i. Pom., Kaufmannswall 6
Stralsund, Alter Markt 4

Die Bank für jeden Stand!

Gewährung von Krediten zur Arbeitsbeschaffung — Annahme von Spareinlagen

1935 v. 2. R

BIBLIOTEKA
UNIERSYTECKA
GDANSK

C III 4187

Jetzt zur Eröffnung der Frühjahrs-Saison

finden alle modisch interessierten und klugrechnenden Frauen wieder den Weg
in die Kittel.Passage!

Wer wissen will, was man trägt und wie man es vorteilhaft kauft, dem bieten sich in Pommerns größtem Fachgeschäft
**fescheste Mode.Neuheiten
in der bekannt grossen
geschmackvollen Auswahl
zu den volkstümlich
niedrigen Kittel.Preisen!**

Jeder soll die neue Frühjahrsmode mitmachen können,
denn:

*Sind noch so klein die Mittel,
zur Kleidung reicht's
bei*

Kittel

**POMMERNS GRÖSSTES FACHGESCHÄFT
FÜR DAMEN-UND KINDERKLEIDUNG**

ARNOLD KRIEGER

Spieleaum für Monika

Roman 259 Seiten. Kart. RM. 4.— Leinen RM. 4.80

Mann ohne Volk

Roman 478 Seiten. Kart. RM. 4.80 Leinen RM. 5.80

Das Blut der Lyfa Goro

Ein ostdeutscher Roman 504 S. Kart. RM. 4.80, Leinen RM. 5.80

„Kriegers Epen weisen auf eine blühende dichterische Kraft, der alle Wahrheit wie ungewollt einfließt. Ich weiß nirgends solche Kraft einer realistischen Sprache“. Das Deutsche Wort. Berlin. „Arnold Krieger schafft eine neue Ausdruckskunst“. Ostdeutsche Monatshefte, Danzig.

Ernst Rowohlt Verlag
Berlin W. 50.

Bruch gib's bei jedem Umzug.
Trösten Sie sich,
meine große Auswahl in Porzellan, Kristall u. Keramik
macht es Ihnen leicht, die Gegenstände preisw. zu ersetzen!

STETTIN
LUISENSTR. 9
Seit 1834
Paul Schlegel